



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 18.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die „Donna Anna“.

Roman  
von  
Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

### Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als Herr Blomkist von dem unangenehmen Besuche bei seinem alten Freund und dem daraus folgenden Gange zum Telegraphenbureau in seinen Gasthof zurückgekehrt war, fand er dort ein Schreiben der Mainzer Firma, in welchem diese aus sprach, daß sie hinsichtlich der eingesendeten Weinprobe nicht weit hätte zu fragen brauchen, denn diese Sorte führten sie hauptsächlich und der Wein stamme aus ihren Kellern.

„So muß also jener Wein, den der Schiffer van Heeren aus Bremen brachte, auch von dieser Firma sein,“ folgerte Herr Blomkist. „Jetzt ist mir nur wunderbar,“ überlegte er, „aus welchen Gründen van Heeren dieselbe Sorte Wein von derselben Firma in Bremen abbestellte und in Hamburg aufnahm. Ja richtig, er hatte Ladung nach Hamburg und nahm den Wein als Rückfracht,“ unterbrach sich Herr Blomkist, „und er wollte in Bremen nicht noch einmal Losten- und Hafengeld zahlen. Eigentlich,“ so fuhr Herr Blomkist in seinen Gedanken fort, „geht mich diese Versicherungsgeschichte van Heeren's gar nichts an, ich habe keinen Auftrag dazu, besonders Verdächtiges habe ich nicht bemerkt und will den wilden Burschen nicht mit Fleisch hineinbringen, — er hat es jetzt übel genug, — da sein Sohn lebt und ihm wahrhaftig keine Freude machen wird; mag er sehen, wie er mit jener Gesellschaft, die zäh wie Schmiedeeisen ist, zurechtkommt, — der alte Junge wird's durchdrücken, er ist der Mann dazu, — dennoch reizt es mich,“ sann Herr Blomkist weiter, „zu erfahren, ob die Mainzer auch nach Bremen von ihrem Wein geschickt haben, und van Heeren demnach in dieser Sache rein ist — dann könnte man ihm am Ende helfen,“ und zu diesem Punkt in seinen Betrachtungen gekommen, schrieb Herr Blomkist eine Anfrage in dem oben angedeuteten Sinne an die Mainzer Firma und begab sich dann nach Amsterdam zurück.

In Ostende hatte man sich sehr beeilt, — am Abend kam Herr Blomkist in Amsterdam — gegen Morgen der von ihm so lange gesuchte Gefangene dabelst an.

Er ward in einem der Zimmer des alten Justizpalastes, einem mächtigen, massigen, vielsensterigen Gebäude mit hohem, schmökelhaftem Uhrthurm in der Mitte, untergebracht.

Als bald verbreitete sich in der Hauptstadt der Niederlande das Gerücht, der Diamantendieb aus der Snider's-

chen Schleiferei sei gefangen und dieser wäre jener Matrose gewesen, welcher im Wahnsinn die Donna Anna in Brand gesteckt habe, in's Wasser gesprungen, aber gerettet worden sei; — Agenten telegraphirten das Ereigniß nach Rotterdam an die Versicherungsgesellschaft und diese sandte sofort einen Vertreter, welcher diesen Matrosen der Brandstiftung auf der Anna anklagen sollte.

Als hier Blomkist die Ankunft des Gesuchten erfahren, ersuchte er sofort den Gerichtsarzt, sich zu dem Gefangenen zu begeben, um festzustellen, ob so gleich dessen Ueberführung in die Irrenabtheilung des Gefangenenhauses oder vorerst eine längere Beobachtung des Mannes vielleicht nöthig sei, und ob eine Vernehmung des Eingebrachten mit rechtsverbindlichen Folgen vielleicht zulässig wäre.

Der Arzt kam bald zurück und meldete, daß jener Mann völlig klar und gesund von Verstand wäre und seine Gemüthsart und Nervenkstitution, die gleichmäßig ruhig und ohne besondere Erregbarkeit sei, wie seine sonstige sehr gesunde Organisation auch einen periodischen, plötzlich eintretenden Wahnsinn aller Erfahrung und Wissenschaft nach vollständig ausschließe.

Jetzt begab sich Herr Blomkist zu dem endlich Gefundenen, nicht wenig neugierig, diesen Mann, der ihm so interessant geworden, wie keiner der Verbrecher aus seiner ganzen Praxis, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und mit ihm zu sprechen.

Er fand Paul, eifrig in einer Uebersetzung des Homer lesend, auf der harten hölzernen Britsche sitzend, so wunderbar ruhig und gleichmüthig, daß der Beamte vor Staunen seine Augen aufriß, was ihm nur in sehr seltenen, außergewöhnlichen Momenten zu passiren pflegte.

„Paul Sivers Ihr Name?“ frug jetzt Herr Blomkist beamtentmüthig.

Paul bejahte. „So heiße ich.“ „Mein Name ist Blomkist, amtlich beschäftigt in Ihrer Angelegenheit — Sie haben doch den Stein aus Snider's Schleiferei mitlaufen lassen?“ frug Herr Blomkist geradezu, wie das manchmal seine Taktik war.

„Keineswegs,“ antwortete Paul Sivers. „Ich stelle mir vor,“ fuhr er fort, „daß ein Verbrecher, welcher mit solch' einem Werthgegenstand flüchtig wird, anders zu Werke geht, als ich dieß gethan habe.“

„Wie stellen Sie sich das vor?“ fragte gespannt Herr Blomkist.



Auf der That ertappt.

„Ich denke, solch' ein Dieb würde etwas Geld sich reservieren, mit welchem er besser die Flucht ergreifen kann, als wenn er keinen Gulden, wie das bei mir der Fall war, im Besitz hat. — Ich ging von Amsterdam fort mit achtzig Centis“ (eine Mark sechzig Pfennige) „und fiel vor Erschöpfung und Hunger zusammen vor Rotterdam. Ich hatte auch gar nicht nöthig, den Stein zu nehmen.“

„Weshalb das?“ warf Herr Blomkist verwundert ein. „Weil ich kein Geld brauchte,“ antwortete Paul. — „Ich habe keine Bedürfnisse, ich liebe keine starken Getränke, ich kenne keine Karten, ich hielt mich fern von Damenbekanntschaften, — ich wohnte anständig, als nach meinem Geschmack, brachte meine freie Zeit im Lesesaal der Bibliothek zu. — Wenn Gebrüder Snider mich nicht fortgejagt hätten, würde ich heute noch so zufrieden weiter leben. — Ich wünschte mir nichts Besseres.“

Herr Blomkist sah den schönen, sanften Menschen mit dem Christuskopf lange durchdringend an, — länger als Herr Blomkist je einen Verbrecher angeschaut hatte.

„Sie können sich auch nicht erklären, wie der Stein aus der verschlossenen Schublade herausgekommen ist?“ frug der Beamte. „Haben Sie keine Vermuthung irgend welcher Art?“

„Ich weiß nichts von dem Stein, als daß ihn ein Arbeiter Buiten schliff; Muthmaßungen aber, die möglicherweise einen Unschuldigen in Verdacht bringen können, spreche ich einem Beamten gegenüber nicht aus,“ antwortete der Gefangene.

„Sie haben die Donna Anna in Brand gesteckt — aus welchen Gründen?“ nahm Herr Blomkist sein Verhör wieder auf.

„Ich? die Donna Anna?“ rief Paul erstaunt. „Wer sagt das?“

„Kapitän van Heeren und Ben Halim, der Steuermann.“

„Nun, ich habe die Donna Anna ebensowenig angezündet wie Sie, mein Herr, — weshalb sollte ich denn solch' einen Wahnsinn begehen — zu welchem Zweck denn, ich hätte ja geradezu verrückt sein müssen!“

„Das sagt man auch; Sie wären es in jenem Moment gewesen, behauptet man.“

„Wer sagt das?“ frug Paul.

„Der Kapitän, Ben Halim und die ganze Mannschaft.“

„Die Sache ist sehr einfach,“ erwiderte Paul darauf.

„Ich bemerkte das Feuer, rannte auf Deck, um es anzuzeigen, da packte mich jener Neger und versuchte mich in's Meer zu werfen.“

„Der Neger?“ — wunderte sich Herr Blomkist. „Was konnte den Neger hierzu veranlassen?“

„Ich würde unbescheiden erscheinen, wenn ich es sage.“

„Mir gegenüber, Herr, gibt es keine Bescheidenheit und keine Unbescheidenheit. Es handelt sich in dem, was Sie mir hier sagen, um Ihre ganze Zukunft — die schrecklich werden kann, — das möchte ich Ihnen nachdrücklichst bemerken.“

„Es widerstrebt mir auch, weil ich den Namen einer von mir hochverehrten Dame dadurch mit dieser Sache verwickeln müßte,“ warf Paul ein.

„Die Dame wird Ihnen verzeihen, wenn sie weiß, um was es sich für Sie handelt,“ sagte Herr Blomkist ernst und im Tone der vollsten Ueberzeugung.

„Es ist Fräulein van Heeren.“

„Und der Neger war eifersüchtig auf Sie in Betreff dieses Fräuleins?“ staunte Herr Blomkist. „Hätte denn dieser Afrikaner Absichten, konnte er denn wagen, Hoffnungen zu hegen hinsichtlich dieser Dame und Grund haben zur Eifersucht auf Sie?“ fuhr er fort.

„Lezteres sicherlich nicht, das Andere weiß ich nicht,“ antwortete Paul. „Fräulein van Heeren warnte mich, auf der Hut zu sein vor dem Neger, und ihre Warnungen waren nur zu begründet.“

„Sie sind ein Mann von Bildung und Erziehung, mein Herr, wie ich sehe,“ ließ jetzt der Beamte sich vernehmen, „und es thut mir leid, Sie in solcher Lage zu wissen. Es treffen jedoch zu viele Verdachtsmomente zusammen, als daß Sie hoffen können, ohne genaue Untersuchung aus der Sache zu kommen. — Ich ermahne Sie zur Geduld und rathe Ihnen, in allen Fällen bei der Wahrheit zu bleiben.“

„Dies System ist der Schutz der Unschuldigen, und das Abweichen von diesem Wege ist der Fallstrick der Schuldigen. Sie werden noch mancherlei Verhöre zu bestehen haben. Seien Sie dann stets offen und ehrlich, sprechen Sie dann ohne Hinterhalt, das wird sicher Ihre Unschuld offenbaren — wenn die Wahrheit hier die Unschuld ist.“

„Beherzigen Sie meine Mahnung, junger Mann.“ —

Hiemit verließ der Beamte den Gefangenen.

So verlief die erste Begegnung des Herrn Blomkist mit dem so lange, so sehnsüchtig gesuchten Flüchtling. „Ist der Mensch schuldig?“ frug sich Herr Blomkist beim Verlassen des Justizpalastes. „Das ist der erste Angeklagte in meiner ganzen Carrière, der mir ein Räthsel, ein schwer zu lösendes Räthsel aufgibt. — Ich habe ihn zur Stelle geschafft, hiemit endet meine amtliche Thätigkeit. Jetzt muß der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt weiter an meine Stelle treten. Habe ich aber nicht am Ende einen Unschuldigen verfolgt und fälschlich eines schrecklichen Verbrechens bezichtigt, gewaltsam vor die Oeffentlichkeit, vor den Strafrichter gezerrt? Es könnte hier der unerhörte Fall eintreten, daß ein Detektive, nachdem er den Verdächtigen mit allen Mitteln, körperlichen und geistigen, die ihm zu

Gebot standen, endlich gefangen, sich gezwungen sieht, eben diesen gleich eifrig, gleich überzeugt von seiner Unschuld wie erst von seiner Schuld, zu vertheidigen. Das wäre allerdings wunderbar. Aber ich bin seit meiner Besprechung mit ihm an der Schuld dieses Menschen irre geworden.“

#### Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Wohnung des Herrn Ottomar Snider befand sich in einem Flügel des großen Fabrikgebäudes zu ebener Erde, dort lagen auch die prächtig ausgestatteten Zimmer von Fräulein Dortchen, der hübschen, verhätschelten, überaus kapriziösen einzigen Tochter des Millionärs. An Dortchen's Fenster mußten die Angestellten ihres Vaters vorübergehen, — so hatte das Mädchen auch Paul Sivers oft gesehen, dessen ungewöhnliche Erscheinung und seltene Schönheit ihr auffiel und ihre Phantasie viel beschäftigte. —

Die Mutter von Dortchen Snider war schon sehr früh gestorben und ließ ihr ein unangreifbares Vermögen von vierhunderttausend Gulden zurück, — davon sprach aber kein Mensch, denn das Haus Snider gehörte zu den reichsten in Amsterdam, was viel zu sagen hat. Es ging bei den Sniders verhältnismäßig bürgerlich einfach zu, immerhin jedoch so, daß auf den Kostenpunkt in nichts Rücksicht genommen wurde. Der Chef des Hauses, Ottomar Snider, eine hohe, breitschultrige Gestalt mit etwas groben Zügen, aber schlaun Augen, war ganz Geschäftsmann und bildete im Aeußern und Wesen den entschiedensten Gegensatz zu seiner Tochter. — Er gemessen, nachdenklich, wenig redend, viel kalkülirend und ein Feind jeder Phantasterei und Schwärmerei, — Dortchen blühend wie eine Rose, voll lustiger Lebenskraft und Lebenslust, ihr ganzes bisheriges Leben in plötzlichen Einfällen, die sie oft hartnäckig festhielt, sich bewegend, und dabei gutherzig und liebevoll, bequem und dann wieder von merkwürdiger Energie und überraschender Thatkraft. Vielleicht war sie dem Vater deshalb sein Alles, weil sie der vollständigste Gegensatz von ihm war und ihn Alles an ihr überraschte, zum Verwundern, zum Lachen reizte. Sie bildete sozusagen das geistige Gewürz in dem schwerfälligen, nüchternen Fühlen und Denken des Vaters.

Herr Ottomar Snider saß in seinem Wohnzimmer, hatte eben seinen Kaffee getrunken und las die Morgenzeitungen, als die Thür sich etwas stürmisch öffnete und Dortchen in den Reifelschleibern bei ihrem Vater eintrat.

„Guten Morgen, Papa!“ rief sie in sichtbar übler Laune.

„Du schon zurück?“ staunte Herr Snider. „Du bist ja erst vierzehn Tage fort und wolltest doch noch nach Interlaken gehen. Was hat's denn in Ostende gegeben?“

„Es hat mir dort nicht mehr gefallen, Vater,“ sagte Dortchen.

„Plötzlich? Dein letzter Brief sprach doch davon noch ganz begeistert; und warum denn mit einem Male nicht mehr?“

„Weil Paul Sivers von dort fort mußte.“

„Wer, Dortchen?“

„Paul Sivers, Papa.“

„Also war er doch da, ich gab gar nichts auf die von Dir entdeckte Aehnlichkeit, Du findest ja so oft wunderbare Aehnlichkeiten. — Nachher schrieibst Du mir ja kein Wort mehr darüber — man hielt ihn hier allgemein für ertrunken und Blomkist nahm dieß auch als sicher an, ich hätte da doch Maßregeln ergriffen und will sofort Herrn Blomkist davon benachrichtigen. — Aber was hatte denn das mit Deinem Bleiben in Ostende zu thun?“ frug jetzt lachend Herr Snider.

„Er ist unschuldig fortgeführt worden und das will ich nicht leiden, — Du mußt sofort für seine Freilassung hier sorgen, Papa.“

„Muß ich?“ lachte Herr Snider, „warum muß ich? Du befehlst es mir, nicht wahr?“

„Weil Du einen Unschuldigen verhaften liehest, Papa,“ sagte Dortchen sehr ernst.

„Woher weißt Du das denn?“ erkundigte sich Herr Snider.

„Ich habe ihn gefragt.“

„Du ihn — wo denn?“ Herr Snider zeigte sich immer überraschter.

„Auf dem Leuchtturm. Er sagte mir, er sei vollkommen unschuldig und einer der Anderen, Buiten heißt er, glaube ich, könne den Stein genommen haben, weil dieser Hazard spielt.“

Herr Snider ward bei diesen Worten sehr aufmerksam.

„Der Buiten, der Buiten,“ murmelte er. „Das thun alle Diebe, den Verdacht auf Andere wälzen,“ erwiderte Herr Snider endlich.

„Der Mann ist kein Dieb!“ rief jetzt Dortchen so entrüstet, wie Herr Snider seine Tochter noch nie gesehen hatte, „das ist eine schmachliche Verleumdung von Dir, Papa.“

Herr Snider sah seine Tochter etwas betroffen an. Alles war er von ihr gewöhnt, nur keinen Ernst, woher kam dieser ihr jetzt plötzlich bei der Sache mit diesem Manne?

„Wenn Sivers unschuldig ist, wird er freikommen und ich werde ihn entschädigen und wieder aufnehmen,“ lautete Herrn Snider's ruhige Erwiderung.

„Du wirst das schnell thun,“ drängte Dortchen, „ich

will nicht, daß der Name dieses Mannes mit dem Verdacht belastet in die Oeffentlichkeit kommt.“

„Aber weshalb kümmerst Du Dich denn so um diesen Sivers?“ fragte verwundert Herr Snider.

„Ich werde ihn heirathen, Papa.“

Herr Snider lachte jetzt laut auf.

„Den Sivers, Du den Sivers!“

„Ja, Papa, Diesen; da ist nicht zu lachen, Diesen oder Keinen.“

„Du einen fortgejagten Diamantschleifer, einen des Diebstahls verdächtigen, hergelaufenen Menschen!“ — rief Herr Snider.

„Einen hart fortgeschickten und fälschlich verdächtigen, gebildeten, feinen und edlen Mann, den ich liebe, Papa, — wie ich das jetzt weiß, liebe seit dem ersten Tage, an dem ich ihn gesehen habe.“

„Du bist verrückt, Dortchen.“

„Nicht mehr als Du, Papa.“

„Das ist wieder so eine Idee, wie Du tausend hast.“

„Das ist eine Idee,“ erwiderte Dortchen mit Nachdruck, „die mein Leben bedeutet. Ich liebe diesen Mann und weiß noch nicht, ob er mich liebt, — aber wenn er das nicht thut oder Du, Papa, mir Schwierigkeiten in den Weg legst, — dann erschieß' ich mich.“

Herr Snider war wieder auf dem besten Wege, in's Lachen zu gerathen. Seine Tochter sah ihn jedoch an und in den großen, etwas hervortretenden grauen Augen seiner Tochter lag ein Ausdruck, der ihn heftig erschreckte und plötzlich sehr ernst machte.

Beide sprachen darauf eine lange Weile nicht, — endlich sagte Herr Snider tiefseufzend:

„Ich hoffe, daß meine Tochter mir nicht eine solche Schande, wie eine Verbindung mit diesem Menschen das wäre, machen wird.“

„Ist Armuth eine Schande, Papa?“ sagte Dortchen muthig. — „So bist Du auch in Schande gewesen, denn vor fünfzig Jahren warst Du sehr arm, und wenn meine Mutter, die reich war, Dich, den armen Steinschleifer, nicht genommen hätte, wärest Du vielleicht noch so in Schande wie jener Mensch, den Du verfolgst. Es ist unedel von Dir, einem Menschen als Schmach anzurechnen, was Du einst selbst gewesen, und wenn Du Dich nicht daran erinnern willst...“

Herr Snider ward roth im Gesicht und verlegen.

„Du predigst Deinem Vater Moral, Dortchen, — das ist nicht schön, Du weißt, wie ich Dich liebe, und daß ich Dir Alles zu Gefallen thue, was nur ein Mensch vermögen kann,“ — sagte Snider weich — „das darfst Du mir nicht anthun —!“

„Was hast Du gegen den Menschen?“ fragte jetzt Dortchen ungerührt. „Er ist arm, er hat Dir einen Stein verdorben, er soll Dich bestohlen haben. Gut,“ — sprach Dortchen weiter, — „wenn ich ihn heirathe, ist er gerade so reich als Du warst, da meine Mutter Dich nahm. Ihm ist ein Stein falsch gesprungen, das wird Steinschneidern passirt sein, die später berühmt wurden, Du erzähltest das einmal von dem weltberühmten Coster in London. — Es lastet ein schrecklicher Verdacht auf dem Manne, — der Verdacht wird schwinden und Du wirst ihm eine große Genugthuung schuldig sein. So stehen die Sachen, Papa!“

Ich bin Deine Tochter und Du hast mich gelehrt, klar denken. — Ich bin Deine Tochter, Papa, und habe Deinen zähen Muth und Deine Ausdauer und werde siegen, wenn es hier zum Kampf kommen sollte, was ich nicht hoffe und was mich sehr unglücklich machen würde.“

„Ich werde Dich in ein Institut geben, Dortchen, Du bist schlecht erzogen.“

„Ich bin fünfundzwanzigjährig, das Jahr alt und Du, Vater, hast mich erzogen.“

„Der Sivers sieht ja fast wie ein Jude aus.“

„Er ist schön wie ein Bild, er ist edel, und ein Jude war hier schon einmal erster Senator. Uebrigens ist er kein Jude, wie ich auf eine Andeutung, welche ich einst darüber gemacht, erfahren.“

„Er kann von der schlechtesten Familie sein,“ warf Herr Snider ein.

„Sieh' den Menschen an, sprich mit ihm, — dann sage, er ist aus schlechter Familie. Dein Vater war Schiffszieher, — meiner Mutter Vater — Müller. In Holland gilt kein Adel, als der persönlich erworbene, — das hast Du oft genug gesagt,“ entgegnete die junge Dame auferordentlich schlagfertig.

„Mein Kind,“ sagte darauf Herr Snider, „Du wirst nicht erwarten, daß ich zu diesem, laß mich mild sagen, eigensinnigen und rücksichtslosen Unternehmen meine Einwilligung gebe.“

„Ich will Dich darum bitten als Deine Dich aufrichtig wahr und tief liebende Tochter — aber erst dann, wenn dieser Mann von jeder Schuld gereinigt dasteht — früher nicht!“

Herr Snider stützte seinen großen, schweren Kopf in die plumpe, große Hand, welche doch in seinem Beruf so wunderbar geschickte Finger hatte und seufzte tief auf.

Dortchen sprang auf ihn zu, schlang den Arm um seinen Hals, gab ihm einen innigen Kuß auf die gefurchte Stirne und verließ, ohne daß der Vater den Blick vom Boden erhob, das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Albumblatt.

Ahnung.

Der sterngestickte Himmel blaute;
Ich stand mit dir am Bergessee,
Und als ich dir in's Auge schaute,
Ward mir mit einem Mal so weh!

Was es das Rauschen in den Bäumen,
Das wie ein ängstlich flüsternd Klang,
Das mich geweckt aus Wonneträumen?
War's eine Saite, die zerprang?

Des Frohsinns Saite, die im Herzen
Mit jähem, schrillen Laut zerriss?
Schwoll leise schon die Flut der Schmerzen? —
Ach, eine Ahnung war's gewiss!

Denn, o mein Gott! nach wenig Wochen
War schon mein ganzes Glück vorbei,
Da ist im Tod dein Aug' gebrochen,
Und mir, mir brach das Herz entzwei.

(Aus: „Gedichte“ von Louise Sternau. Wien, Sauer & Sief.)

Zur Kunst des Gedächtnisses.

Skizze

von

Hans Paul.

(Nachdruck verboten.)

Von trübem Erfahrungen über die Unzuverlässigkeit seiner Erinnerungskraft ist kaum ein Sterblicher verschont geblieben. Das Gedächtnis verläßt es leider nur zu oft, sitzhaft unsere Gedanken nach dem Ziele zu leiten, das ihnen vorgeschrieben ist; es läßt allerhand Kreuz und Querprünge, und statt jene Umstände, die uns vor der Seele stehen sollten, statt das, was wir „ja nicht vergessen“ sollten, zu rechter Zeit wieder vor das geistige Auge zurückzurufen, bringt es uns oft genug allerhand Gedankengefährlichkeit, die wir gar nicht haben mögen, wenigstens jetzt nicht haben mögen, und die hier und da auf der Straße aufgegriffen sein mag. Soll man sich nur einmal eines bestimmten Datums, einer bestimmten Zahl oder des Namens einer bestimmten Person erinnern, tausend andere Zahlen, tausend andere Namen finden sich gewiß mit Schnelligkeit ein, aber gerade das Gesuchte bleibt trotz alles Nachsinnens, trotz alles Grübelns boshafterweise aus.

Welche Veranlassung ist es, die eine so wichtige und notwendige Geistesgabe — wie es das Gedächtnis ist — momentan zu einer so unzuverlässigen macht? Und gibt es Mittel, diese Mängel des Gedächtnisses zu beseitigen oder doch auf das geringste Maß zu beschränken? Kann man in der That von einer „Gedächtniskunst“ sprechen? Und welcher Art ist dieselbe? Viel Fragen auf einmal! Ihre Antwort soll sich aus den nachfolgenden Erörterungen ergeben.

Trotz der erwähnten Kreuz- und Querprünge, in denen sich wohl hin und wieder unser Gedächtnis zu ergehen pflegt, arbeitet es doch keineswegs planlos und blindlings — im Gegenteil, es hat seine ganz bestimmten Prinzipien und Regeln, nach denen sich seine Thätigkeit bestimmen läßt, und immer da, wo etwas gegen diese „Grundsätze des Erinnerns“ — es sei uns der Kürze halber dieser Ausdruck gestattet — gegen diese Grundsätze also verstößt oder sich doch nur mühsam mit ihnen in Einklang bringen läßt, verlagert das Gedächtnis oder arbeitet nur unter größter Anstrengung.

Da nun aber die menschlichen Gedanken mit einer für uns ganz unfahbaren Schnelligkeit entstehen, sich gegenseitig vereinigen, sich in dieser Einigung beeinflussen und ändern und ebenso schnell wieder verschwinden, um neuen Gebilden Platz zu machen, so ist es uns für gewöhnlich auch kaum möglich, nachzuweisen, daß in diesem oder jenem einzelnen Falle bestimmte Grundsätze des Denkens, resp. des Erinnerns — wie sie unten zu kurzer Darstellung gelangen sollen — in der That Anwendung gefunden haben.

Oft genug taucht ja in uns hier und da irgend eine Erinnerung auf, die mit der Zeit, mit der Umgebung, in der wir uns gerade im betreffenden Augenblick befinden, durchaus nicht im Zusammenhang steht, ja vielleicht geradezu widersprechend, wenn nicht gar unpassend ist. Wer ist z. B. nicht schon einmal in der äußerst fatalen Lage gewesen, in irgend einem hochfeierlichen Moment ein lautes Lachen kaum unterdrücken zu können, ohne daß sich den Blicken auch nur der geringste lächerliche Umstand darbietet hätte — nur weil etwa eine Erinnerung komischen Inhalts sich ganz unwillkürlich dem unwillkürlichen Lachen anfügte. Wie aber war etwas Derartiges in einem solchen Augenblicke überhaupt nur möglich? Es erscheint doch geradezu räthselhaft.

In derartigen Fällen findet jedoch immer ein ganz bestimmter, nach Ursache und Wirkung geordneter Zusammenhang statt, nur daß er eben wegen der unergreifbaren Schnelligkeit, mit der er sich — auch in sogenannten trägen Köpfen — herzustellen pflegt, für unser schwaches Auffassungsvermögen nur selten oder eigentlich fast nie bemerkbar wird.

Für die Arbeit der Erinnerungskraft sind zwei Verhältnisse von regulirender Wichtigkeit: die Gleichheit und der Gegensatz.

Alle Vorstellungen, die zur gleichen Zeit oder in demselben Raume uns gegenwärtig waren, tauchen auch in der Erinnerung meist wieder nebeneinander auf, so daß also, sobald die eine in unserm Ideentreis eintritt, auch die andere mit herbeigezogen wird. Blättern wir z. B. ein Photographialalbum durch, das die Darstellung von Gegenständen enthält, welche wir selbst besucht haben, so finden sich auch alle die Erlebnisse, die uns in den betrachteten Gegenständen zustießen, die Personen, mit denen wir dort verkehrten, ganz unwillkürlich in unsere Erinnerung zurück. Hier ist also die Gleichheit des Ortes das Band, das die mannigfaltigen und entlegenen Erinnerungen verknüpft; Ereignisse, Personen, alle sonstigen Vorstellungen und selbst Empfindungen, die jener Ort einflößte, sind für uns vereinigte, schlummern nun auch in der Erinnerung neben einander, und es bedarf nur eines leisen Anstoßes — hier ist die der Anblick jener Abbildungen — um sie dem

Gedächtnis zu lebendigem Bewußtsein zurückzurufen. Ebenso vereinigt aber auch Gleichheit der Zeit und namentlich des Inhalts Vorstellungen aller Art für lange Zeit, oft auf immer in unserer Erinnerung.

Welcher Mutter drängte sich nicht, wenn sie ihre Tochter verlobt sieht, ganz unwillkürlich das Gedächtnis an den eigenen Brautstand auf! — — — Aber der, mit dem sie dieses Glück theilte, ruht längst in der Erde. Eine Thräne gleitet ihr über die Wange — sie ist den Manen des todtten Gatten geweiht. In der Stunde, die sie doch zu der glücklichsten ihres Lebens rechnen sollte, in der Stunde, in der sich die geliebte Tochter dem liebenden und braven Manne verbindet, in dieser Stunde weint die Mutter und ist traurig! Nicht wahr, sonderbar? Wehhalb sie traurig ist im glücklichen Moment, darüber ist sie sich selbst nicht klar. Es ist jene traurige Erinnerung, die sich ihr blitzschnell, unwillkürlich aufgedrängt hat und ihr Thränen entlockt. — — —

Mag dieses kleine Beispiel, das die Anknüpfung der Erinnerungen an die Gleichheit des Inhalts — und zugleich der Zeit — veranschaulicht, zugleich als Illustration für die obigen Erörterungen über die Schnelligkeit dienen, mit der unser gesamtes Denken und speziell das Erinnern vor sich geht, über jene Schnelligkeit, die oft uns so unerklärliche Ergebnisse zuwege bringt.

Wie schon angedeutet, gilt auch im Bereiche des Erinnerns — der Ideenassociation überhaupt — das les extremes se touchent. Wer begierig und unthätig auf der Chaiselongue im kühlen Zimmer ruht, der mag wohl mit Genugthuung daran zurückdenken, wie er schweißtriefend den steilen, schattenlosen Berg hinanstimmen mußte.

Die Gleichheit spielt jedoch im Erinnerungsvermögen die bei Weitem größere Rolle. Wie oft ist im gewöhnlichen Leben nicht eine Ähnlichkeit — also ein Grad der Gleichheit — für eine Leistung des Gedächtnisses ausschlaggebend; wie oft hört man im gewöhnlichen Gespräche Wendungen wie: „eine Gesichtszüge, seine Manieren erinnern mich lebhaft an Den und Den“ und dergleichen mehr.

Die bis jetzt zur Erläuterung unserer Darstellung angeführten Beispiele aus dem Leben haben das miteinander gemein, daß bei ihnen die Erinnerung durch äußerliche, rein sinnliche Eindrücke erzeugt wird — und solche Eindrücke sind ja überhaupt für die gesamte geistige Thätigkeit von bei Weitem größerem Gewicht, als wir gemeinlich zu beachten pflegen; ja, das Geistesleben des Einzelnen hängt überhaupt wohl nur von ihnen ab.

Gleichgültig sehen wir tausendmal einen Gegenstand, „ohne uns dabei etwas zu denken“, wie es heißt, selten aber kommt uns zum Bewußtsein, daß ohne jedwedes Zutun unsererseits gerade der Anblick dieses Gegenstandes — und kein anderer Anblick sonst — ganz bestimmte Gedanken und Erinnerungen in uns wachzurufen im Stande ist.

Wenn es nun gilt, neben dem Natur- ein Kunstgedächtnis zu schaffen, so wird das letztere sich durchaus als ein Nachahmung des ersteren darstellen müssen; die Wege, die das Naturgedächtnis unbewußt und unwillkürlich zu wandeln pflegt, muß sich das Kunstgedächtnis aufzuzwängen zwingen oder sich künstlich herstellen. Nach den vorherigen Andeutungen über die Anknüpfung, in der die Erinnerungsthätigkeit häufig mit rein sinnlichen Eindrücken, mit allerhand Gegenständen u. dergl. m. steht, ist es zunächst naheliegend, da, wo es gilt, etwas dauernd dem Gedächtnis einzuverleihen, für das zu Merkende eine Anknüpfung an irgend einen, für die Sinne bequemen und leicht erreichbaren Gegenstand zu suchen. So empfahlen frühere Gedächtniskünstler, man solle Alles, was man sich einprägen wolle, an eine bestimmte Dertlichkeit anknüpfen, vielleicht daß man irgend eine ersommene oder wirkliche Gegend sich vorstelle oder auch ein Haus mit vielen Räumen, und daß man die einzelnen Objekte der Erinnerung dann dort gewissermaßen wie Plakate etwa affischirte.

Ein Experiment, das auf ähnlicher Methode beruht, gebrauchen auch heutige Tages vergessliche Leute noch gern; um z. B. einen Auftrag oder dergleichen im Gedächtnis zu behalten, knüpfen sie einen Knoten in ihr Taschentuch, der dann gelegentlich als Erinnerungszettel eine stumme, aber beredte Sprache reden soll. Das Mittel scheint uns aber äußerst zweifelhaft; der Anlaß, der den erinnerungsreichen Knoten schürzte, darf ja dem Gedächtnis beileibe nicht entweichen, und geschieht es im Drange der Geschäfte dennoch, hat man also einen Knoten im Tuche und weiß nicht mehr warum, so wird er, der zum rettenden Engel werden sollte, im kritischen Augenblicke womöglich zum unaussprechlichen Peiniger; sagt er doch: „Du sollst, du darfst nicht vergessen“ — — — aber nichts mehr, über das „Was?“ schweigt er sich vollkommen aus.

Die Natur widerstrebt einem derartigen plumpen Mittel, wie es das Experiment mit dem genannten Knoten ist; wenn man ihr etwas von ihrer Kraft abringen will, muß es auf geschicktere und feinere Art geschehen.

Was dem Gedächtnis ganz besondere Schwierigkeiten macht, ist der Umstand, daß wir gewöhnlich Dinge uns neben einander merken müssen, die in gar keinem inneren und für unser Gefühl notwendigen Zusammenhang stehen, z. B. die Jahreszahl, die zu einem historischen Ereignis gehört, der Tag, an dem irgend eine Person geboren ist, der Name eines Menschen, die Nummer des Hauses, das Jemand in der oder der Straße bewohnt. Für uns ist eben jumeist gar kein klarer Grund ersichtlich, warum dieses Ereignis gerade in das bewußte Jahr fallen, warum der Mann gerade so und nicht anders heißen, warum die Person gerade an diesem Tage geboren sein, warum Jemand gerade dieses Haus bewohnen mußte. Diese im Leben uns auf Schritt und Tritt begegnende Willkür des Zufalls, diese Regellostigkeit und Zusammenhangslosigkeit, die dem Gedächtnisse zu so schwerer Last werden kann, strebt nun eben die Gedächtniskunst zu mindern oder zu beseitigen; sei es schließlich auch nur, daß sie dem Gedächtnis vorlägt oder vordichtet, es wäre ein Zusammenhang da, wo doch in Wahrheit keiner ist, keiner sein kann.

Ihre Aufgabe also ist es, sich fremd und unverbunden gegenüberstehende Beziehungen, die aber doch im Gedächtnis vereint haften sollen — Jahreszahl und Ereignis u. s. w. — durch ein ihrem beiderseitigen Charakter möglichst entsprechendes Bindemittel, durch ein Merkzeichen, so innig mit einander zu verknüpfen, daß sie gewissermaßen zu einem Begriff zusammenschmelzen, daß durch das Auftauchen der einen Beziehung auch sofort die andere — mag sie wollen oder nicht — mit herbeigezogen wird. Zwei Begriffe, die sich ohne jedwede Ähnlichkeit und Verwandtschaft gegenüberstehen, werden zu flammenden Zwillingen gemacht.

Um die zu bemerkenswerten, werden sich nackte Zahlen nach einem bestimmten Schema, das später zur Mittheilung gelangen wird, Wörter konstruirt — und es ist doch Thatsache, daß ein

bequemes und leichtes Wort immer noch viel besser im Gedächtnis haftet, als vielstellige, schwierige Zahlen. Sonst aber, wo es sich um andere Dinge handelt, die gemerkt werden sollen, wird die Phantasie als barmherzige Samariterin für das arme, schwache Gedächtnis herbeigezogen — freilich, wenn es sonst nicht anders möglich ist, oft an den Haaren. Wir werden einige Beispiele anführen. Wir lassen uns dabei aber nicht durch den Umstand beirren, daß diese Dienstleistungen der Phantasie, wie sie für die Erinnerungskraft in Anspruch genommen werden, jumeist einen so komischen Anstrich haben; wir müssen die Erwägung vor Allem festhalten, daß wir unsern Zweck recht wohl dadurch erreichen, — und im Gebiete unserer Kunst gilt ausnahmsweise der Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel“.

Wir nehmen an, es werde uns eine Anzahl von Personen vorgestellt, deren Namen zu behalten für uns unumgänglich notwendig ist. Die vorgestellten Herren sollen heißen: Schneider, Ziegler, Müller, König, Schuster und Blume. Lauter zweifelhafte, häufig vorkommende Namen — welche Konfusion wird das bereiten! Und doch, der Ausweg ist leicht zu finden. Zunächst ist es nicht schwer, Gesicht, Gestalt und Haltung einer Person im Gedächtnis zu behalten, wenn man alles dieß bei dem ersten Mal, wo sich uns der Betreffende zeigt, scharf und genau zu übersehen und zu beobachten sich bemüht. Nun ist die Hauptaufgabe, den Namen der Person mit ihrer Erscheinung in einen gewissen künstlichen Rapport zu setzen, sobald ein natürlicher sich nicht bietet. Ein uns vorgestellter Herr Didmann, der seinem Namen Ehre macht, der in der That sehr beleibt ist, wird mit Namen und Gestalt lange, vielleicht unausschließlich in unserer Erinnerung haften; wo wir ihn wiedersehen und wann wir ihn wiedersehen, jedesmal wird uns mit der Erscheinung seiner Person auch sein Name gegenwärtig sein, und umgekehrt, sobald sein Name genannt wird, werden wir uns genau erinnern, welches das Aussehen seines Trägers war. Anders in dem oben konstruirten Beispiel. Hier bieten sich derartige bequeme Merkmale nicht von selbst; wir sind daher genöthigt, zur Erfindung von willkürlichen, künstlichen unsere Zuflucht zu nehmen. Das kann ohne Grausamkeit nicht geschehen. Aber placiren wir Herrn Schneider in dem Empfangsalon unseres Hirns mit dem Hütle der Alles er-möglichenden Phantasie sofort bei unserer ersten Bekanntschaft mit einer großen Scheere oder auch mit Nadel und Zwirn in der Hand, Herrn Ziegler mit einem Ziegelfein unter dem Arme, Herrn Müller mit einer mehlsbestäubten Kappe und Herrn König mit einer Krone statt des Hutes auf dem Kopf, schließlich Herrn Schuster mit ein Paar Stiefeln unterm Arm und Herrn Blume mit einer großen, auffälligen Blume im Knopfloch, und bringen wir das leichte Kunststück fertig, die Personen uns so und nur so in ihrer äußern Erscheinung vorzustellen, so wird uns jederzeit mit der Person auch wieder der Name zur Hand sein. Eine scharfe Beobachtung des Gesichtes, namentlich der Augen, der Nase und des Mundes, und der feste Entschluß, das Beobachtete nur mit den hinzuphantasirten Merkmalen festhalten zu wollen, ist nöthig. (Schluß folgt.)

Beduinenlager.

(Bild S. 208.)

Der ungezügelt Freiheitshang der Beduinen verhindert sie, eine seßhafte Bevölkerung zu werden. Sie führen in den flachen Gegenden Arabiens, Inner- und Nordafrikas ein patriarchalisches Hirten- und Räuberleben — Jagd, Pferde- und Kameelzucht sind ihre Hauptbeschäftigung. Sie treiben keinen Ackerbau und ihr Handel ist Tauschhandel. Geld können sie nur in der Nähe größerer Städte gebrauchen, wo sie nur selten sich bilden lassen.

Unter Bild, aus Georg Ebers' „Aegypten“, zeigt uns ein Beduinenlager mit seinem bunten Wirtswort von Kameelen, braunen Menschen in weißer Kleidung, Frauen und Kindern. Die Frauen der Beduinen gehen fast stets unverhüllt, wie denn der Beduine überhaupt die Frau nicht ganz so als Spielzeug und Luxuswaare betrachtet als der Mohammedaner der Städte und Dörfer. Daran verhindert ihn schon seine Lebensweise, in welcher die Frauen gleich wie die Männer arbeiten müssen. Ein Einperren im Zelte ist hier unmöglich. Die Beduinen sind höher von Gestalt, edler von Körper und Gesichtsbildung, kindlicher und ehrenhafter von Gemüth und Charakter, als die ansässige Bevölkerung des Orients, besonders Aegyptens. Sie sind kühn, muthvolle Reiter und pflegen den Gesang von allen Heldenliedern und die Erzählungskunst von Märchen und Abenteuern.

Die Rückkehr vom Balle.

(Bild S. 212.)

Es ist ein Drama aus den höheren Ständen, das unser Bild hier uns schauen läßt. Leider kommen dergleichen unselbige Ereignisse nur zu häufig in jenen Kreisen vor, welche nichts als Glück und Glanz zu kennen scheinen. In sehr vielen Fällen, darf man sagen, verhält in jenen sogenannten höchsten Stufen der Gesellschaft das Gold nur Elend und Kummer. Der elegante junge Mann ist mit seiner schönen jungen Frau vom Ball zurückgekehrt. Wie fröhlich, wie Schönheits- und Lebensfreude strahlend fuhrten sie hin, wie bewundert wurde das junge Weib im Kerzenschein des Saales, wie beneidet der glückliche Ehegatte dieser anmuthsvollen, stolzen Erscheinung! Jetzt weiß er, daß sein Weib ihn hintergeht, daß es mit einer Jugendbekanntschaft Zusammenkünfte hat. Er war durch Zufall Zeuge einer für ihn erschütternden Unterredung, er sah verflohenes Händedrücken und verrätherisches Augenblick — jener Augen, die ihm seit einem Jahre Liebe und Treue lozen. Damit ist ein Riß durch sein ganzes Leben gegangen, die beiden Menschen durch eine unüberbrückbare Kluft für ihr ganzes ferneres Leben getrennt. Das Vertrauen ist verloren gegangen, unwiederbringlich verloren. In Schmerz aufgelöst birgt das schöne Weib ihr Haupt in den Kissen. Finster brütend starrt der Gatte in das Leere. Was sein inneres Auge schaut, ist trüb, öde und trostlos, trotz des Glanzes und Reichthums, trotz der hervorragenden Stellung, welche er und sein Weib auch ferner in der Gesellschaft einnehmen werden. Wie aber wird das Leben der beiden Gatten unter diesem goldenen Deckmantel sich gestalten? — Der Leser vertieft sich in die Situation und möge dann sich die Frage beantworten. Wir wollen diese Mythen der vornehmen Ehe hier nicht weiter verfolgen.

## Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

von

Emile Jacano.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

Diese Worte ergriffen den Mann mächtig, und es kam ihm die Idee, daß sein Weib doch unschuldig sein könne.

Mit zitternder Stimme rief er: „Ja, ich hätte Dich tödten können, ich hatte sogar in meiner Wuth einen Augenblick hindurch diesen Gedanken. Da erinnerte ich mich aber an unsern Sohn, an unser Kind, Valentine, und all' mein Horn zerfloß in Leid. Dein Sohn schützt Dich vor mir! Er noch mehr als meine thörichte Liebe für Dich bestimmt mich, das Geschehene zu vergessen und Dir zu verzeihen! Ihm allein verdankst Du meine Nachsicht! — Du hast aber soeben gesagt, ich hätte mich gerächt ohne zu wissen, ob meine Ehre in Gefahr sei? Valentine, was bedeuten diese Worte? Wolltest Du damit sagen, daß Du Deine Pflicht nicht verlegt habest?“

Die Gräfin blieb stumm.

„Im Namen des Himmels!“ fuhr er bewegt fort. „Erkläre Dich, sage mir die Wahrheit, Valentine! Ja oder nein! Bist Du schuldig?“ — „Fragen Sie sich selber, Herr Graf,“ sagte sie kalt. „Ich habe Ihnen nichts zu erklären.“

Er lächelte bitter.

„Thor, Thor! Du wolltest zweifeln!“ murmelte er. „Und ich sah doch mit eigenen Augen...“ Er raffte sich empor und fuhr fort: „Dieses Thema ist für uns Beide peinlich. Wir wollen es fallen lassen. Es handelt sich jetzt um den Entschluß, den Sie gefaßt haben. Gehen Sie nicht fort, bleiben Sie. Wenn nicht um meinetwillen, so doch um Ihres Sohnes, um der Welt willen!“

— „Ich bin fest entschlossen, fortzugehen, Herr Graf. Ich habe es reiflich überlegt. Wir können nicht mehr miteinander leben.“

— „Ja, nicht wahr, ich flöhe Dir Abscheu ein!“ sagte er mit erstickter Stimme. „Es ist begreiflich. Sie haben mich ja nie geliebt, Sie hassen mich, und ich habe Ihnen den Geliebten getödtet!!!“



Fluchbeladen. Der Hund schnappte nach dem Kind. (S. 211.)

Die Gräfin bebte und ihr Auge flammte. Aber sie hatte sich geschworen, kein Wort zu ihrer Vertheidigung sagen zu wollen. Und sie war muthig genug, zu schweigen. „Sie antworten mir nicht.“ — „Es ist wahr, ich liebe

lehte Mal. Ich bin zu Ende. Es ist Alles aus zwischen uns.“

Der Graf sagte dumpf: „Sie haben mir soeben das Unrecht gezeigt, das ich an Ihnen begangen habe. Ich

Sie nicht,“ sagte sie endlich. „Ich sage nicht, daß Sie mir Abscheu einflößen, aber es graut mir vor Ihnen. Wenn ich Sie nicht lieben konnte, wer war Schuld daran? Sie selber. Sie haben edle und schöne Eigenschaften, Graf, und ich habe denselben alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber Sie haben keine Ahnung davon, Sie werden es nimmer erfahren, was ich durch Ihren seltsamen Charakter, durch Ihre Eifersucht leiden mußte. — Ja! Im Anfange unserer Ehe hätte ich Sie lieben können, und weiß Gott, ich wollte es. Aber was haben Sie dafür gethan? Nichts. Sie haben mich behandelt wie ein Kind, nicht wie ein Weib. Ich kannte das Leben nicht, es ist wahr. Ich war unwissend, naiv, einfältig vielleicht. Welche Rathschläge haben Sie mir gegeben? Keine. Haben Sie überhaupt versucht, mich zu lenken? Nein. Sie haben mich mir selbst überlassen, ohne mir aber eine Freiheit zu gewähren. Sie waren ein Despot. Ich hatte guten Willen, Sie haben ihn unterdrückt; mein Gefühl haben Sie gedämpft; mit einem Worte, Sie haben eine Null aus mir gemacht. Ueber meinen Frohsinn und meine Jugend warfen Sie einen Trauerflor! O, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Nur soll Wahrheit sein zwischen uns in dem Augenblicke, wo wir von einander scheiden. Ich mag Sie nicht richten. Bedenken Sie das Leben, das Sie mir bereiteten, und richten Sie sich selbst.“

Der Graf senkte betroffen das Haupt.

Die Gräfin fuhr fort: „Ich bekam einen Sohn. Ich durfte hoffen, daß das kleine Wesen uns einander nähern würde. Aber es war nicht so. Seit Sie das Kind hatten, übersehen Sie mich fast ganz, als hätte ich nun meine Aufgabe erfüllt und sei unnütz geworden. Sie entzogen mir dieses Kind. Sie wurden eifersüchtig auf dasselbe, und Sie quälten mich dadurch grausamer als je zuvor. So haben Sie mich in allen meinen Gefühlen gedemüthigt, verkleinert und gekränkt. Es bedurfte eines Schlags wie der heutige war, um mir all' mein Selbstgefühl, all' meinen Stolz wiederzugeben. Ich bin wieder ich selber geworden. Es ist das erste Mal, daß Sie in mein Herz sehen, Graf, und das



Beduinenlager. Originalzeichnung von Leopold Carl Müller. (S. 207.)



Teil Meerbrennen in Ostfriesland. Aus: „Bilder für Schule und Haus“. (Verlag von J. J. Weber in Leipzig.) (S. 211.)

erkenne es an, da es Ihre Entschuldigung ist. Aber noch einmal bitte ich Sie: gehen Sie nicht fort!" — "Und ich wiederhole Ihnen noch einmal: wir können nicht mehr miteinander leben." — "Bedenken Sie!" rief er mit bebender Stimme. "Wenn Sie abreisen, sehen Sie Ihr Kind niemals wieder!"

Die junge Frau erzitterte. Aber sie überwand sich und sagte kalt: "Das wußte ich." — "So kann also nichts Sie von Ihrem Entschlusse abbringen?" — "Nichts." — "Gut. Sie wollen es. Ich will Sie nicht mit Gewalt zurückhalten. Darf ich aber fragen, wohin Sie gehen?" — "Nach d'Arfeuille, in das Schloß meiner Väter, wo ich geboren wurde, wo ich mich an die einzige glückliche Zeit meines Lebens, an meine Kindheit erinnern kann. Dort will ich beten und weinen, und den Tod erwarten." — "Sie haben vielleicht Recht," sagte der Graf trocken. "Die Einsamkeit wird Ihnen gut thun. Reisen Sie also. Und mögen Sie es nie bereuen, daß Sie die Hand zurückgestoßen, die ich Ihnen reichen wollte."

Er verbeugte sich kalt und verließ sie mit den Worten: "Leben Sie wohl."

Die Gräfin blieb einen Augenblick unbeweglich. Sie glaubte zu ersticken.

Sie dachte an ihr Kind.

Abends, ehe sie abreiste, begehrte sie es noch einmal zu sehen. Man brachte es ihr. Sie bedeckte es mit Thränen und Küffen. Dann übergab sie es der Amme, die es forttrug.

"O Gott! Das ist das Opfer, das ich bringen mußte!" murmelte die Gräfin klagend.

Einen Augenblick später verließ der Postwagen, der sie nach d'Arfeuille bringen sollte, das Palais Buffières.

## 10.

Die plötzliche Entfernung der Gräfin gab Anlaß zu tausend falschen Vermuthungen. Der Graf hatte auf alle Fragen nur ein hartnäckiges Schweigen. Er gestand sein Geheimniß nur Herrn Nestor Dumoulin, einem Ehrenmanne, der ihm befreundet war und — trotz seiner Jugend — als Notar schon glänzende Erfolge aufzuweisen hatte.

Uebrigens zog sich nun Herr von Buffières fast ganz von der Gesellschaft zurück und lebte nur für seinen Sohn. Er machte aus ihm seinen Abgott.

Bald hieß es von ihm: "Er ist ein Sonderling." Andere sagten: "Er ist ein Narr!"

Zuerst bedauerte man ihn, dann wurde man gleichgültig, zuletzt vergaß man ihn ganz und gar.

So umgab ihn bald die vollständige Einsamkeit, die er begehrte hatte.

Die erste Person, welcher er unerbittlich sein Haus verschloß, war Fräulein Laura.

Eine geheime Ahnung enthüllte ihm die niederträchtige Rolle, die sie in dem Drama von Molières gespielt hatte. Die Glende hatte ihre Rache vollendet, ohne aber an ihr Ziel gelangt zu sein. Denn der Graf wollte nicht "getröstet" werden.

Um dieses Geschöpf ein für allemal abzuthun, sei hier erwähnt, daß sie noch in demselben Jahre an den Blattern erkrankte. Nach zwei Monaten des fürchterlichsten Leidens genas sie: aber entstellt, zerrissen, häßlich geworden.

Man hatte einen Augenblick hindurch gefürchtet, daß sie erblinden werde; aber es gelang, ihr das rechte Auge zu erhalten. Das erste Mal, daß sie in den Spiegel sah, stieß sie einen Schrei des Schreckens und der Wuth aus. Sie stieß sich selber Abscheu ein. Sie hatte nie etwas so Scheußliches gesehen, wie ihr eigenes Gesicht.

Der Himmel hatte sie bald genug gestraft. Von der ganzen Welt gemieden und zurückgestoßen, trat sie in ein Kloster.

Die Gräfin von Buffières empfand eine große Erleichterung, als sie d'Arfeuille wieder sah, welches sie im Alter von zehn Jahren schon verlassen hatte, um zu ihrem Vornund zu gehen.

Sie wurde mit großen Freudenbezeugungen empfangen. Man erinnerte sich auf dem Gute aller Wohlthaten, die man ihrer Familie verdankte.

Ihr Haushalt auf d'Arfeuille war einfach genug. Er bestand aus Mariette, einer Köchin und einem Hausmädchen.

Der Gärtner und seine Frau, ein Gehülfe desselben und ein weiterer Bedienter blieben unter dem direkten Befehle des Verwalters, welcher einen getrennten Flügel des alten Schlosses bewohnte. Wäre der Gedanke an ihr Kind nicht gewesen, die Gräfin, verehrt und geliebt von Allen, hätte hier fast glücklich sein können in der Einsamkeit. Aber ihr Herz zitterte oft so bang! ach, so bang! Ihr bester Trost war, den Unglücklichen beizustehen, die Armen zu unterstützen, dem Elende ringsum zu steuern. Auch die Nacht des Gebetes umwehte sie mit tröstendem Hauche.

Eines Tages machte die Gräfin die Entdeckung, daß sie zum zweiten Male Mutter werden sollte. Eine berauschende Freude erfüllte ihr Herz. Man hatte ihr den Erstgeborenen genommen; aber der liebe Gott hatte Mitleid mit ihr und gab ihr einen Erbsen. Auf den Knien dankte sie dem Himmel für dieses Glück.

Sie sollte also jetzt ein neues Leben führen, ihr Herz sollte die langverschlossene Zärtlichkeit und Hingebung an irgend ein Geschöpf endlich ausströmen können!

Sie weinte die ersten Thränen der Freude.

Und sie gedachte dabei ihres Gatten.

"Wenn er jetzt käme," meinte sie, "würde ich ihm mein Herz öffnen, ich würde ihm die Wahrheit sagen, ich würde ihm meine Arme öffnen."

Und sie schrieb am nächsten Tage an ihren Gatten: "Gott hat mich nicht verlassen; er hat uns von einander getrennt, aber er gibt Jedem von uns ein Kind; in fünf Monaten werde ich wieder Mutter werden."

Sie wollte hinzufügen: "Komm, ich will alles Unrecht vergessen, ich will Dich von meiner Unschuld überzeugen, wir können noch glücklich sein."

Unglücklicherweise hielt ein letzter Rest verletzten Stolzes sie ab, diese Worte hinzuzusetzen. Und so wie der Brief jetzt lautete, wurde er für den Grafen eine neue Quelle des Zweifels, des Verdachtes.

Die Nachricht traf ihn so festig, daß seine Umgebung fast fürchtete, er werde den Verstand verlieren. Der Unglückliche berechnete die Zeit mit selbstquälerischer Genauigkeit: die Zeit, welche seit dem vorgeblichen Rendezvous von Molières verfloßen war, und von diesem Augenblick an gab es für ihn nur die entsetzliche Gewißheit, daß das Kind, welches seine Gattin erwartete, ein Bastard sei.

Dies wurde bei ihm zur fixen Idee.

Er ließ den Brief der Gräfin unbeantwortet.

Das war für sie eine neue Beschimpfung, eine neue Schmach. Sie begriff, daß Alles zu Ende sei zwischen ihr und dem Gatten.

Was den Grafen am meisten empörte, war der Umstand, daß das unechte Kind eines Tages seinen Namen führen, daß es seinem Bruder die Hälfte seiner Titel, seiner Stellung in der Gesellschaft, seines Vermögens rauben werde.

Das wollte der Graf in seiner blinden Liebe für seinen Erstgeborenen verhindern um jeden Preis. Aber wie?

Es gab da nur einen Weg: das neugeborene Kind mußte verschwinden.

Aber man kann ein in's Geburtsregister eingeschriebenes Kind nicht so ohne Weiteres verschwinden lassen. Das zweite Kind seiner Frau durfte also keinen Geburtsschein haben.

Aber wie auch das verhindern?

Der Graf war in Amerika gereist. Er hatte die Sitten und Gebräuche der Rothhäute kennen gelernt. Die Erinnerung daran gab seiner krankten, überreizten Seele einen excentrischen, tollen Plan ein.

Er verschaffte sich vor Allem einen großen Bernhardenhund, den er in seinem Zimmer hielt und mit unglaublicher Geduld anhänglich machte und abrichtete.

Die Bedienten begannen wieder zu kichern: "Der Herr hat jetzt eine neue Marotte! Nun wird er gar Hundewärter!"

Germain allein spottete nicht. Er hatte für seinen Grafen eine wahre, tiefe Zuneigung, eine schrankenlose Anhänglichkeit. Wie peinlich mußten ihm alle diese seltsamen Vorgänge sein! Er schauderte bei dem Gedanken, daß sein gnädiger Graf wirklich wahnsinnig werde.

Nach vier Monaten hatte Herr von Buffières die Abrichtung seines Hundes beendet. Eine geheimnißvolle Abrichtung, welche Germain allein kannte, ohne daß er übrigens den Plan seines Herrn errathen hätte.

"Mein Herr wird immer wunderlicher!" dachte er, "und man muß gestehen, daß er ganz sonderbare Ideen hat. Daß er in seinen Sohn auf eine Weise vernarrt ist, welche ihm den Spitznamen 'Herr Kindsfrau' eingetragen hat, geht noch an; aber daß er sich jetzt gar in ein Hundethier vernarrt hat, das ist zu stark! Das ist wirklich zu stark! . . ."

## 11.

Eines Tages rief Graf Buffières seinen treuen Diener in sein Kabinett.

Er sagte zu ihm: "Germain, Du bist mir ergeben; oft schon hast Du mir Beweise davon gegeben, und ich habe Dir's durch mein Vertrauen gelohnt. Und was ich Dir nicht sagen konnte, das hast Du wohl errathen, und kennst also einen Theil meiner Geheimnisse. Heute nun habe ich Dir einen wichtigen Auftrag zu geben, welcher ein neuer Beweis meines Vertrauens zu Dir ist. Ehe ich Dir aber sage, was Du zu thun hast, muß ich wissen, ob Du bereit bist, mir blindlings zu gehorchen." — "Sie wissen, Herr Graf, daß Sie in Allem und Jedem sich auf mich verlassen können." — "Nun denn, Germain, so erfahre, daß sich die Frau Gräfin von Buffières abermals in geeigneten Umständen befindet." — "Das weiß ich, Herr Graf." — "Wie! Du weißt . . ." — "Ihr Bedienter Firmin, Herr Graf, ist in die Kammerzofe der Frau Gräfin, in die kleine Mariette, verliebt; Mariette ihrerseits hat ihn ebenfalls gern, und sie wollen einander heirathen, sobald sie ein paar tausend Franken erspart haben. Sie schreiben einander sehr oft, und Firmin, der ziemlich mittheilhaft ist, läßt mich die Briefe der Kleinen lesen. So erfahre ich denn so ziemlich Alles, was in d'Arfeuille vorgeht. Der Herr Graf ist ein so großer Kinderfreund, und muß natürlich sehr glücklich sein über . . ."

Ein fürchterlicher Blick des Grafen schnitt Germain das Wort ab.

"Ich habe nur ein Kind," sagte Herr von Buffières dumpf. "Dasjenige, welches erst geboren werden soll, erkenne ich nicht als das meinige an! Werde es nimmer anerkennen!"

Germain schauderte.

"Kennst Du denn nicht den Grund, welcher die Frau Gräfin bestimmt hat, sich nach d'Arfeuille zurückzuziehen?" fragte der Graf, indem er seinen Diener starr ansah. — "Da der Herr mich befragt, muß ich die Wahrheit sagen: ich habe ihn errathen." — "Dann weißt Du auch, daß die Frau Gräfin mich verrathen hat?"

Germain neigte traurig das Haupt.

"Ja!" fuhr der Graf mit dumpfer Stimme fort. "Die Unglückliche hatte einen Geliebten!" — "Sie haben sich gerächt, Herr Graf." — "Ah! Du weißt auch das?" — "Ja, Herr Graf." — "Nun, dann mußt Du auch begreifen, daß das Kind, welches geboren werden soll, nicht den Namen Buffières tragen darf!"

Germain blickte seinen Herrn überrascht an.

"Dieses Kind ist nicht das meinige," fügte der Graf hinzu. — "Wenn der Herr Graf mir erlauben würde . . ." — "Sprich!" — "Nun, ich meine, der Herr Graf kann sich irren."

Ein höhnisches Lächeln spielte um die Lippen des Grafen.

"Ich irre mich nicht!" — "Der Herr Graf hat eines Auftrages erwähnt." — "Ja. Ich habe Dich nöthig, Germain, bei der Ausführung meines Planes . . ."

"Darf ich fragen, um was es sich handelt?" — "Gewiß, damit Du mir helfen kannst." — "Was beabsichtigt der Herr Graf?" — "Ich will das Kind der Frau Gräfin entführen und es verschwinden lassen." — "O, Herr Graf!" rief Germain traurig. — "Kann ich auf Dich zählen oder nicht?" fragte Herr von Buffières, die Stirn runzelnd. — "Gewiß! Aber . . ." — "Nun?"

"Das, was der Herr Graf vorhat, ist so ernster Natur . . ." — "Ich weiß das. Ich kenne auch die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen. Aber es muß sein . . . Ich handle nur im Interesse Contran's, meines Sohnes." — "Und hat der Herr Graf auch die Folgen einer Entführung bedacht?" — "Gewiß." — "Und der Herr Graf fürchtet nichts?" — "Ich fürchte nichts, als einen Mißerfolg." — "Und ich soll die Entführung zu Stande bringen?" — "Du sollst mir wenigstens helfen dabei. Die Frau Gräfin hat nur Frauenzimmer um sich, unter andern ihr Kammermädchen Mariette, von der wir gleich sprechen werden. Wir könnten ganz leicht in's Schloß gelangen und uns des Kindes einige Stunden nach seiner Geburt bemächtigen. Aber wir würden dabei sicherlich gesehen und erkannt werden. Und selbst wenn dieß nicht der Fall wäre, würde die Frau Gräfin leicht auf den Anstifter des Ganzen rathen. In diesem Falle aber wären die Folgen sehr ernst, da die Frau Gräfin ohne Zweifel vor nichts zurückschrecken würde, um wieder in den Besitz ihres Kindes zu gelangen. Ich habe also beschlossen, nicht direkt zu handeln, und auch Dich nicht handeln zu lassen, sondern einen dritten Bundesgenossen." — "Und der wäre?"

Der Graf streckte die Hand aus und zeigte seinem erstaunten Diener den Hund, welcher, auf dem Teppich liegend, seine klugen Augen auf sie gerichtet hielt.

Jetzt ging Germain ein Licht aus. Er begriff, zu welchem Zwecke der Graf den Hund so zahlreiche Manöver mit einem künstlichen Wickelkinde hatte durchmachen lassen, und weshalb seit einiger Zeit täglich ein Weib aus dem Volke mit ihrem kleinen Kinde in's Hotel kam.

"Du verstehst, nicht wahr?" fuhr der Graf fort. — "Ja, ich verstehe." — "Der da soll in's Schloß bringen; wenn er zu dem Kinde gelangen kann, und das wollen wir bewerkstelligen, raubt er es, daß bin ich sicher, selbst aus den Armen der Mutter, um es uns zu bringen, und wären wir auch eine Meile vom Schlosse entfernt."

Germain wußte nichts darauf zu sagen. Er war ganz verblüfft.

Nach einer kurzen Pause fuhr der Graf fort: "Damit aber der Plan gelinge, müssen wir vor Allem in der Nähe der Gräfin eine Verbündete haben. Jemanden hinsenden, würde ihren Verdacht erwecken. Da könnte uns nun Mariette nützlich sein, da sie, wie Du weißt, den Firmin liebt und ihn heirathen möchte. Man könnte ihr nun eine Mitgift von zehntausend Franken anbieten. Glaubst Du, daß diese Summe genügen würde, um Mariette zu erkaufen?"

— "Ich kenne den Charakter des Mädchens viel zu wenig, um darüber etwas behaupten zu können." — "Man kann jedenfalls den Versuch machen. Sie hat übrigens wenig zu thun. Sie hat nur die Thüren zu öffnen, um den Hund zu dem Kinde zu lassen, und dafür zu sorgen, daß dasselbe genügend eingewickelt sei, damit es nicht Schaden nimmt, wenn es von dem Hunde im Maul fortgetragen wird. Das ist das Ganze. Ich bestehe sogar darauf, daß sie von dem ganzen Plane nicht unterrichtet wird. Sie soll die Thüren öffnen, ohne zu wissen, zu welchem Zwecke, und ist einmal das Kind entführt, wird sie gezwungen sein zu schweigen, da sie unsere Mitschuldige ist. Jedemfalls will ich selber mit ihr sprechen, sobald sie eingewilligt hat, uns zu dienen, und will ihr Verhaltensmaßregeln geben, um das Kind gehörig geschützt zu sehen; denn nicht seinen Tod will ich — gewiß nicht!" — "Aber was will der Herr Graf damit anfangen, wenn es seiner Mutter entrispen ist?"

— "Ich werde es Dir anvertrauen, Germain. Schon von heute an mußt Du ein Ayl für das Kleine suchen. Du wirst leicht eine arme Familie finden, die es für eine gute Summe zu sich nimmt. Auch eine Rente will ich dem Kinde aussetzen, damit es vor Noth und Elend geschützt ist. Die Hauptsache ist nur, daß es niemals das

Geheimniß seiner Geburt entdeckte. Ueberdies will ich dem Kinde noch eine Summe von hunderttausend Franken sicherstellen, die es in seinem zwanzigsten Jahre zu beheben hat. Diese Summen, überhaupt die ganze Angelegenheit muß durch Deine Hände gehen, und mein Name darf in dieser ganzen Sache gar nicht genannt werden. Uebrigens werden wir die Einzelheiten noch näher besprechen. Wir haben Zeit. Auch für Dich, Germain, will ich entsprechend sorgen, verlaß Dich darauf. Vor Allem handelt es sich jetzt darum, daß Du mit Mariette sprichst und sie zu gewinnen suchst. Schon morgen sollst Du nach d'Arfeuille reisen. Natürlich darfst Du Dich im Schlosse nicht zeigen. Am besten wäre, wenn Firmin heute noch an Mariette schreibe, irgend Jemand habe ihr Wichtiges mitzutheilen, und sie solle sich zu diesem Zwecke in dem Waldchen hinter dem Schloßpark zu dieser und dieser Stunde einfinden. Er braucht Dich vorderhand nicht zu nennen."

Und so geschah es. Der Brief ging ab, Germain reiste ihm am folgenden Tage nach, und kam nach sechs Tagen mit der Nachricht zurück, daß Mariette bereit sei, dem Herrn Grafen blindlings zu dienen.

12.

Der Moment der Entbindung der Gräfin nahte heran. Seit vier Tagen befand sich Herr von Bussières in Clamecy, dem Nachbarorte von d'Arfeuille. Er wohnte unter einem bürgerlichen Namen im Gasthose und gab sich für einen Handlungsreisenden aus. Da solche oft große Summen bei sich führen, so fand man es begreiflich, daß sich dieser Kaufmann von einem so großen Hunde begleiten ließ.

Germain, um noch näher am Schlosse zu sein und von Mariette unverzüglich Nachricht erhalten zu können, befand sich in dem Dorfe Blerzy, welches an d'Arfeuille stößt. Er hielt sich da in einer Hofkammer des Einkehrwirthshauses auf.

Es war ausgemacht, daß Mariette zur bestimmten Zeit eine der Thüren, die aus dem Schlosse in den Garten führen, öffnen sollte, und so der Reihe nach alle Thüren, um zu jenem Zimmer, in welchem sich der Neugeborene befinden würde, gelangen zu können. Weiter hatte man ihr nichts mitgetheilt, und sie hatte keine Ahnung davon, welche seltsame Rolle der Graf einem Hunde zugetheilt habe.

Nur ahnte sie — nach den Vorsichtsmaßregeln, die man ergriff und nach der Größe ihres Lohnes, daß es sich um eine ernste Sache handle. Nichtsdestoweniger zauberte sie keinen Augenblick, dabei mitzuhelfen. Das Geld hatte sie geblendet. Im Gespräche mit Germain hatte sie geäußert: „Wenn das Kind ein Mädchen ist, so wird es Leontine heißen, nach dem Vater der Frau Gräfin, welcher Leon hieß. Wenn es ein Knabe ist, so wird er Leon getauft.“

Endlich kam der Tag. Germain, von Mariette benachrichtigt, lief nach Clamecy und kehrte mit dem Grafen und dessen vierfüßigem Helfershelfer zurück. Sobald die Nacht einbrach, drangen sie durch eine kleine Thüre in den Park und schlichen sich gegen das Schloß. Es war zu Ende Januar. Nach einigen Thautagen war es wieder eiskalt geworden.

Der Graf setzte sich auf eine Bank, der Hund war an seiner Seite. Germain stand lauschend am Ende des Gebüsches neben der Bank.

Der Graf wollte keinen Augenblick in seinem Entschlusse. Und doch war er ein guter Mensch! Die Vaterliebe hatte ihn aber völlig verrückt gemacht. Er handelte ja für seinen Sohn! . . .

Gegen halb Neun wurden in der Allee Schritte hörbar. Der Hund spitzte die Ohren, blieb aber still. Germain trat aus dem Gebüsch und schaute, wer daher käme. Es war Mariette. Ohne ein Wort zu sprechen, folgte sie Germain hinter das Buschwerk.

„Nun?“ fragte der Graf. — „Alles ist vorüber,“ entgegnete Mariette. — „Ist es ein Mädchen?“ — „Nein, ein Knabe.“ — „Wer wird die Nacht bei Ihrer Herrin wachen?“ — „Die Hebamme und ich.“ — „Und der Arzt?“ — „Wird nicht im Schlosse bleiben. Er wird so gleich fortgehen.“ — „Gut. Haben Sie dafür gesorgt, daß das Kind . . .“ — „Die Hebamme ist eben damit beschäftigt, es einzuwickeln.“ — „Vergessen Sie ja nichts von dem, was ich Ihnen aufgetragen habe.“ — „Es wird Alles um so leichter auszuführen sein, als die Hebamme und ich in der Wache abwechseln sollen. Um zehn Uhr wird sie schlafen gehen. Um zwei Uhr soll ich sie dann wecken, um mich selber auszuruhen.“ — „Das paßt vortreflich.“ — „Um wie viel Uhr soll ich also die Thüre öffnen?“ — „Nach elf Uhr. Wir werden schon an der Schloßmauer warten. Und jetzt gehen Sie wieder zu Ihrer Herrin, Mariette!“

Das Kammermädchen begab sich eiligst in das Schloß zurück.

„Ein Knabe! Es ist ein Knabe!“ flüsterte der Graf. Er war heftig bewegt. Je näher die Stunde kam, desto größer wurde seine Beklemmung. Auch Germain mußte seine Angst mit Gewalt unterdrücken.

Gegen elf Uhr schlichen sie an das Schloß. Der Hund folgte ihnen auf dem Fuße.

Es war eine schwarze, sturmlaute, frostige Nacht. An der mit Mariette verabredeten Pforte hielten sie an und harrten stumm.

Gegen elf Uhr war die Gräfin eingeschlummert. Das

Kind schlief in seiner Wiege. Mit Ausnahme Mariettens, welche bis zwei Uhr wachen sollte, schlief Alles im Schlosse.

„Jetzt ist es Zeit!“ dachte das Kammermädchen. Sie trat an die Wiege und betrachtete das Kind.

„Es ist gut verwahrt. Warum wohl der Herr Graf so besorgt ist, daß es dicht eingewickelt sei?“

Sie warf einen Blick auf ihre Herrin, deren Augen geschlossen waren, und verließ geräuschlos das Zimmer. Im Korridor ergriff sie ein Licht und eilte damit in den Hausflur hinaus. Dort öffnete sie die kleine Pforte. Germain war da. Er hatte das Geräusch des Schlüssels gehört.

Sie begab sich wieder in das Zimmer der Gräfin zurück, wobei sie aber verabredetermaßen alle Thüren hinter sich offen ließ.

Auch der Graf war an die Pforte getreten. Der Hund hatte schon die Vorderpfoten auf der Schwelle derselben. Sein Herr sagte ihm nur das Wort: „Such!“

Das Thier wedelte mit dem Schweife. Dann streckte er die Nase in die Luft und schnupperte.

„Such! Apport!“ sagte der Graf.

Der Hund schoß in's Haus, der Spur des Kammermädchens nach.

Auch Germain trat ein, aber er blieb am Fuße der Treppe stehen, bereit, den Rückzug des Hundes gegen jede allenfallsige Gefahr zu decken.

Bei dem Geräusche, welches Mariette machte, als sie in's Zimmer zurückkehrte, erwachte die Gräfin.

„Barst Du draußen, Mariette?“ fragte sie. — „Ja. Mir war, als ob ich Geräusch hörte, und ich bin nachsehen gegangen . . .“ — „Wie laut der Sturm draußen ist! Und wie er im Korridor tobt. Man wird ein Fenster offen gelassen haben! . . . Gib mir das Kind her, Mariette.“

Das Kammermädchen zitterte wie Espenlaub, und ihr Herz pochte zum Zerspringen. Sie nahm das Kind aus der Wiege und legte es in die Arme seiner Mutter. Es war nicht wach geworden. Die junge Mutter betrachtete es einen Augenblick mit zärtlicher Nührung. Dann drückte sie einen Kuß auf seine Stirne . . .

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre geräuschvoll, wie durch einen Windstoß, und der Hund sprang mitten in's Zimmer.

Die Gräfin und Mariette stießen zugleich einen Schrei des Schreckens aus.

Der Hund hatte das Kind erblickt. Mit einem Satz war er am Bette. Die Gräfin drückte das Kleine entsetzt an sich. Aber der Hund öffnete seinen ungeheuren Rachen, schnappte nach demselben, packte es an der Umhüllung, ein wenig über den Hüften, riß es aus den Armen seiner Mutter und stürzte mit seiner Beute aus dem Zimmer.

Die Gräfin hatte sich im Bette aufgerichtet, ihre Augen waren aus den Höhlen getreten, ihr Mund hatte keinen Schrei. Der Hund hatte mit der Raschheit des Blüthes sein Werk vollbracht; das Kind war ihm entrisen, ehe sie noch zum Bewußtsein ihrer Gefahr gekommen war. Endlich entrang sich ihr ein rauher, heiserer Angstschrei, ihre Arme bewegten sich krampfhaft, sie sank in die Kissen zurück und verlor das Bewußtsein.

Mariette, welche erwartet hatte, den Grafen oder Germain eintreten zu sehen, war beim Erscheinen des Hundes wie erstarrt vor Entsetzen. Sie kauerte sich bebend, von Angst geschüttelt in eine Ecke des Zimmers und schrie wie wahnsinnig: „Zu Hülf! zu Hülf! zu Hülf!“

Die Hebamme, welche im Nebenzimmer schlief, kam, durch das Geschrei erweckt, zuerst herbei.

Sie erblickte die ohnmächtige Gräfin, die leere Wiege. „Das Kind! Das Kind! Retten Sie das Kind!“ schrie Mariette.

Die Hebamme stürzte auf Mariette zu.

„Das Kind!“ rief sie. „Wo ist es denn?“ — „Ein schreckliches Thier hat es fortgeschleppt!“ — „Die Unglückliche hat den Verstand verloren!“ rief die Hebamme.

Sie lief auf das Bett der Gräfin zu und wühlte in demselben. Das Kind war nicht da. Jetzt begann auch die Hebamme zu schreien. Binnen einer Viertelstunde befand sich das ganze Schloßpersonal in der Stube.

Der alte Verwalter befragte Mariette.

Diese erzählte mit vor Schluchzen unterbrochener Stimme, wie ein ungeheuer großes Thier plötzlich in das Gemach gedrungen sei, das Kind gepackt habe und mit demselben entflohen sei. Aus den Armen der Mutter habe es das Kleine gerissen!

Die Gräfin, welche endlich wieder zu sich gekommen war, starrte wild suchend um sich und schrie dann angstvoll: „Das Thier! das Thier!“

Und abermals verlor sie das Bewußtsein. Alle waren bestürzt.

„Einen Arzt!“ rief die Hebamme außer sich, „holt einen Arzt!“

Auf einen Wink des Verwalters lief das Küchenmädchen um ihn. Dann verließ Alles, mit Ausnahme der Hebamme und Mariettens, das Zimmer.

Man zündete Fackeln und Lampen und Laternen an, die Männer bewaffneten sich mit Flinten und alten Säbeln, und man durchsuchte das Schloß von oben bis unten.

In ihrer Bestürzung und Hast bemerkten weder der Verwalter noch die Leute, daß mehrere Thüren geöffnet gewesen waren. Jeder meinte, der Andere habe dieß beim Suchen gethan. Dieß entfernte jeden Verdacht von

Mariette und machte das Ereigniß nur noch geheimnißvoller.

Bald kam der Arzt an. Einige Minuten nach der Ankunft desselben gefallten sich auch Leute aus dem Dorfe zu den suchenden Dienern. Der Verwalter ließ seine beiden Jagdhunde los, welche durch ihr Hinunberschnüffeln und Rennen im Parke die Spur des großen Thieres anzeigten, von dem man glaubte, es müsse ein Wolf gewesen sein.

Der Tag brach an. Man setzte die Nachforschungen fort. Alle erkannten in den Fußspuren des fremden Thieres die eines Wolfes. Es war nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß das Kind verloren, zerrissen sei.

Wie aber war das Raubthier in's Schloß gedrungen? Das blieb unaufgeklärt.

Das Ereigniß machte großes Aufsehen im Lande. Man machte Jagd. Einige Tage später wurde im Walde bei d'Arfeuille eine Wölfin erlegt. Alle Welt war überzeugt, daß dieß das Ungethüm sei, welches das Kind der Gräfin zerrissen habe. Man sagte es, man wiederholte es, man glaubte es.

Die Wölfin wurde im Triumphe durch alle Dörfer des Kreises geführt. Der Zorn der Landleute legte sich und ihre Angst verschwand.

Die Gräfin schwebte zwischen Tod und Leben. Der Arzt gab sie verloren.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Moorbrennen in Ostfriesland.

(Bild S. 209.)

Ein eigenthümliches Werk, das ebenso belehrend als interessant und schön ist, bietet uns der Verlag von J. J. Weber in Leipzig. „Bilder für Schule und Haus“ ist das in Prachtwerkform angelegte Buch betitelt; es erscheint vorerst eine Serie Bilder zur Länder- und Völkerkunde, die großen Werth haben zur Vervollständigung des geographischen Unterrichts, indem sie Land und Volk, Sitten und landschaftliche Eigenart dem Schüler in naturwahren und interessanten Bildern veranschaulichen. Unsere Illustration S. 209 ist der ersten Lieferung dieses groß angelegten Werkes, der Serie „Norddeutschland“, entnommen. Später sollen Welt- und Kulturgeschichte, Naturkunde u. c. folgen. Die Leitung für die Auswahl der Bilder und Herausgabe des ganzen Werkes haben die Herren Direktor Richter und der Lehrer Lange von der ersten Bürger Schule in Leipzig übernommen, was für den gebieterischen Werth dieses Bilderwerkes Bürgerschaft leistet. In nachfolgenden Zeiten fügen wir, um anderen Lesern auch eine Vorstellung von dem knappen, dabei aber sehr sachlichen, lehrreichen Text zu den Bildern zu geben, die Beschreibung des Moorbrennens aus dem Werke hier an.

Zu eigenthümlichen Maßregeln hat der Bau des Buchwajens in Ostfriesland, in der Bremer Gegend, in Oldenburg, Hannover, Geldern und den niederländischen Provinzen Drenthe und Groningen geführt. Diesen Distrikten entsteigt im schönen Monat Mai ein Meer von Qualm, ein brenzlicher Geruch durchdringt die Luft, die Sonne umzieht sich mit mattschwarzem Schleier, des Baumes Blüte und des Himmels Bläue verschwinden. An 100,000 Morgen Moorland werden hier durch einen unvollkommenen Verbrennungsprozeß zur Ausaat des Buchwajens geschickt gemacht. — jenes Cereals, von dem der Bauer sagt:

„De Baukweite is en Slumpkoren.  
Wenn hei aber inslet, en Klumpkoren.“

Das heißt: Der Buchwajen ist ein unzuverlässiges Korn; schlägt aber die Frucht ein, so lohnt der Ertrag reichlich.

Gewöhnlich umzieht man das Feuer mit kleinen Gräben, um es auf ein bestimmtes Terrain zu beschränken. Ueberschreitet es diese Linie, so bemüht sich die ganze Nachbarschaft, durch Abgraben das Weiterdringen des Brandes zu verhüten.

Die durch das Moorbrennen erzeugten Rauchmassen erheben sich bis zu einer Höhe von 1000 Fuß und verbreiten sich zu Zeiten über einen Flächenraum von 1000 Quadratmeilen. In Deutschland und Oesterreich heißt er Heerrauch, Höhenrauch, Moorrauch, trodener Nebel.

Nicht jeder Höhenrauch ist jedoch auf diese Quelle zurückzuführen. Sehr häufig (wie 1783, 1804, 1819) gehen dem Erdboden eigenthümliche rothe Nebel voraus, und sicher haben die dramen söches des Gasognegolfs und die Calina (= Hymnabel) Spaniens andere, bisher noch nicht sicher erkannte Ursachen.

### Recepte.

Ein guter Ofenkitt. Man erhält denselben, indem man Alaun und etwas Kochsalz in Wasser löst und einen Theil Erdäpfel- (Kartoffel-) Mehl hineinrührt, daß das Ganze ein dünner Brei wird. Mit diesem Bindemittel macht man den Lehm, welcher vorher in Seilerschwingen gut durchgelmnet ist, an und verstreicht nun damit die Fugen des Ofens.

Mittel, um Tinten- und Rostflecken aus der Wäsche zu entfernen. Statt des Kleealzes bedient man sich einer Mischung von 2 Loth Weinstein mit 1 Loth Maunpulver. Die Wäsche wird hievon nicht, aber vom Kleealze angegriffen. Obiges Mittel tigt auch andere Flecken.

Wollene und Pelzwaren gegen Mottenfraß zu schützen. Als ein gutes Mittel, die Motten zu vertilgen, wird eine Mischung von Salmiak vorgeschlagen; auch das Einlegen von Wermuthskugeln und blühendem Strinklee wird angerathen. In neuester Zeit hat man gepulverten Eisenvitriol vorgeschlagen, welcher eingestreut als ein vorzügliches Mittel gegen die Motten dienen soll.



Die Rückkehr vom Ball. Nach dem Gemälde von Henry Leroy. (S. 207.)

Beim Jahrmakthphotographen.

Erzählung  
von

S. Nipon.

Mit Illustrationen von W. v. Breitschwert.

(Schluß.)

Aber wer ist da? — Da steht Nanni und spricht mit einem Mann — mit einem Manne, der einen spitzen Bart, gelb karierte Beinkleider und einen zeisiggrauen Frack mit Messingknöpfen hatte.



Der Mann winkt ihr, sie scheint ihm zu folgen. „Boh Bliß und Teufel!“ flucht Fritze — und spaziert mit Niesenschritten auf die verhängnisvolle Stelle zu.

Er kam noch gerade zur rechten Zeit, um Nanni's rothen Rockzipfel in dem Eingang der Bude verschwinden zu sehen. Er steht still. Seine Pfeife war ihm ausgegangen und er zieht drei tiefe kalte Züge und speit pflichtschuldigst aus. Er studirt das Aeußere dieser Bude. Es hängen Photographieen daran und es riecht wie aus der Apotheke heraus. Er liest die Aufschrift: „In fünf Minuten Pariser Schnellphotographie!“ Er erinnert sich, auf dem vorigen Jahrmakth auch solch' eine Bude gesehen zu haben, aus welcher sein Freund Karl sein Porträt, wie er leibt und lebt, sogar mit der schief geschlagenen Nase von der letzten Kirchweih, herausgebracht hatte.

„Sie läßt sich photographiren,“ murmelt er. „Vielleicht gar für mich. Das wäre —“

Fritze hört drinnen den Photographen ermahnen, recht stille zu sitzen, er hört ihn zählen, und seine Neugierde wird wunderbar erweckt, er kann nicht widerstehen, er muß die Prozedur mit ansehen. Er öffnet die Eingangsgardinen etwas und schaut hinein: da sah Rannele steif, wie aus Stein



gehauen, und hatte ein Gesicht angenommen, macht Augen daß Fritze sich fast vor ihr zu fürchten begann.

Der Herr Photograph hatte ein sehr aufmerksames Ohr für Schritte, die zweifelnd und zögernd vor seiner Bude Halt machten, und ein Luchsauge für etwaige Späher. Trotz der Ausübung seiner Kunst und des kritischen Momentes, zu dem er gerade jetzt gelangt war, hatte er Fritze gesehen, und hielt mit fast übermenschlicher Anziehungskraft Fritze an der Gardine fest, indem er ihm zuwinkte und zurief: „Nur herein, mein Lieber! Ihr Schatz ist auch schon da, einen schönern Schatz gibt's wirklich nicht!“

„Was wußte der Kerl von seinem Schatz,“ stutzte Fritze, „sollte sie ihm was gelagt haben?“ Er konnte nicht aus der Gardine kommen und als der Photograph noch einmal winkte und nur getrost einzutreten bat, kam Fritze richtig ganz durch

die Gardinen und stand neben Nanni, die, als ob der Lieutenant „Augen rechts“ kommandirt hätte, auf Fritze schaute.

„Setzen Sie sich, mein Lieber!“ schmeichelte ihm der Photograph, und stand fast neben Nanni und er hielt die Augen genau so, als ob ihm „Augen links“ kommandirt wäre. Der Photograph hatte natürlich beschlossen, Fritze nicht unphotographirt aus der Bude zu lassen, und bevor er noch Nanni das Zeichen gegeben hatte, aus ihrer Photographiepostur in die des wirklichen Lebens zurückzukehren, hatte er eine Platte präparirt, und mit dem zuckersüßesten Ausdruck: „Der Herr will sich doch auch abnehmen lassen,“ richtete er seinen Apparat auf Fritze, und dieser, ehe er noch „Nein“ sagen konnte, war, angeschrien durch den Photographen mit: „Beiseibe nur nicht rühren sich jetzt,“ ganz verdußt durch die Plöblichkeit des Wanders und den lauten Ton, der für einige andere Käufer draußen bestimmt war, wirklich wie eine Statue steif sitzen geblieben, die Zispelmütze auf dem Kopf und die Pfeife im Munde.

„Seht, meine Herrschaften, in drei Minuten!“ sprach geschäftsmäßig der Photograph, und sowie Fritze und Nanni sich von ihren Stühlen erhoben und die Glieder ein wenig gerückt hatten, erschien der Photograph schon wieder, zeigt den beiden Leuten schnell ihre Photographieen, und unter der Warnung, sie wären noch nicht ganz trocken und könnten das grelle Licht noch nicht ertragen, hatte er jede Photographie in ein Couvert gethan und gab Fritze und Nanni ihr „Briefle“, indem er nochmals ermahnte, ja nicht zu bald das Couvert zu öffnen, am besten wär's erst zu Hause, im Stubenlicht. Er hatte seine guten Gründe dazu, er wollte sich keine etwaigen Kunden verschrecken, und nachdem er Beiden noch ein Nähchen für ihre Bilder für sechzig Pfennig aufgehängt, entließ er mit einer tiefen, graziosen Verbeugung Nanni und Fritze, die sich noch verstoßen die Hand drückten und dann — es gab gar zu viele Bekannte hier auf dem Markte und nur zu viel böse Mäuler unter diesen — jedes seines Weges nach Einsingen gingen.



Nanni sinnirte unterwegs, was sie den Eltern in Bezug auf ihr Bild sagen sollte, denn eine unnöthige Ausgabe war dieß immer, und Fritze dachte hin und her, wie er es mit dem Porträt machen sollte, denn sein Vater war durchaus nicht eingenommen für irgend welchen Zimmerschmuck, der Geld kostete. Fritze gelangte endlich zu dem fühnen Plan, seinem geliebten Rannele heimlich das Porträt zu schenken, und Rannele, gar nicht sehr weit vom Dorfe, kam zu dem Schluß, daß eigentlich ihrem Fritze das Bild gehöre, da er ihren Anblick ja nur über eine ganze Reihe Gartenzäune zwischen Obstbäumen und über einen ständigen Komposthaufen eines Herrschaftsgutes, das zwischen Beider Gehöften lag, genöthe.

Ein Hügel mit Laubwald und dichtem Buschwerk trennte die beiden Wanderer noch vom Dorfe.

Beide mußten aber einen wunderbar gleichmäßigen Schritt gehabt haben, denn gerade mitten im Wald trafen sie an der Stelle, wo beide Wege sich vereinigten, zusammen.

Nanni wurde etwas roth — Fritze biß etwas fester auf seine Pfeife.

„Rannele,“ nahm Fritze das Wort, „wir können uns sonst so selten sehen, möchtest Du mein Bild haben?“

„Ja, Fritze, und damit Du mich nicht vergiffest, — hier hast Du meins.“

Die Vögel pfliffen schon und Fritze und Rannele tauschten Bild, Händedruck und Kuß und wanderten dann still neben einander.

Kurz vor dem Dorfe aber bekam Nanni eine große Angst. „Fritze,“ begann sie, „meine Mutter ist sehr neugierig und glaubt immer etwas. Sie würde sicher bald das Bild finden, wohin ich's auch verstecken möchte. Wir wollen die Bilder wieder umtauschen. Ich verlaß Dich ja nicht und Du mich auch nicht, und so bleiben wir bei der Wahrheit.“

Auch Fritze war allmählig der Besiß von Rannele's Porträt unheimlich geworden, er ließ es etwas liegen, und wenn sein Vater dahinter käme! „Du hast eigentlich Recht, Nanni,“ sprach er daher. „Ich hab' Dich ja immer vor Augen, wo ich gehe und stehe,“ und er gab Nanni ihr Bild und sie gab ihm seines und dann trennten sich

Beide und Beide beschlossen, bei der Wahrheit zu bleiben und direkt ihren Eltern jedes sein Bild zu geben als Geschenk, als Jahrmakthgabe, dagegen konnten sie doch nicht allzu viel haben. Ohne die Bilder weiter anzusehen, eilten sie nach Hause.

„Nun, wie ist der Markt gewesen, was haben die Eier gegolten?“ frug der Herr Vater sein Rannele.

„Hast Du die wollenen Socken nicht vergessen?“ begleitete einige Töne höher die Frau Mutter die Ansprache ihres Johann.

„I hab' die Eier alle gut verkauft, sie waren begehrt; da sind die Strümpfe und für mich hab' ich sonst kein Geld ausgegeben. Nur ein Bildle hab' ich von mir photographiren lassen. Nur sechzig Pfennig hab' ich zahlen müsse, es



ist für euch zum Andenken,“ entschuldigste sie sich und überreichte damit den erwartungsvoll dreinschauenden Eltern das Couvert mit der Karte und freute sich sehr darauf, wie ähnlich sie das Bild finden würden. Eine große Ähnlichkeit fiel dem Vater Johann wirklich hier auf — eine so große, daß er das Couvert aus der Hand gleiten ließ und den Mund etwas verpundert aufsperrte. Er konnte kein Wort hervorbringen. Da reckte sich aber die gestrenge Frau Spähle in die Höhe, um auch in das Bild zu sehen, welches ihren Johann so in Staunen versetzte.

Frau Radele riß jetzt gleichfalls den Mund auf. Jedoch nur zu dem Zweck, um mit schriller Stimme zu schreien: „Nun hör', so treibst Du's — mit dem Fritze hast Dich photographiren lassen — so weit ist's schon! Wer weiß, was Du uns sonst noch verheimlichst,“ und nun fand auch Herr Spähle die Gewalt der Rede wieder und ein riesiges Donnerwetter ging über das verdußte Rannele nieder.

So hatten sie sich doch in dem Austausch der beiden Karten, die jedes von ihnen in der Hand hielt, geirrt, und jedes von ihnen die andere erhalten.

Sie gestand den Eltern, daß Fritze sie zufälligerweise beim Photographen getroffen, und dieser höchst zufälliger-



weise die Karten vertauscht haben müsse. „Jetzt laufft sofort zu Hugendubels und gibst dem Fritze seine Karte wieder,“ kommandirte die Mutter und Herr Spähle rückte, einverstanden mit dieser Anordnung, sein Käpple gerade. Plöblich begann er sich. „Der Fritze ist im Hirschen, ich hab' ihn selbst dorthin gehen sehen, und ich will's lieber selbst besorgen,“ sprach er nachdenklich.

Damit zog er seinen Rock an und schritt hinüber in's Wirthshaus. Wie er dort hinkommt, hört er ein schallendes Gelächter, und als er die Thür aufmacht, sieht er Fritze gegenüber dem Herrn Wundarzt und Barbier sitzen. Dieser hält eine Photographielarte in der Hand und lacht und die Anderen schauen da gleichfalls hinein und lachen auch, während der Fritze ganz verdußt dasigt und sich gar nicht erklären kann, weßhalb er so lustig aussehen soll.

„Na, das ist eine Zauberphotographie,“ rief jetzt der Herr Barbier. „Da werden die Buben in Mädele verwandelt. Du bist ja des Spähle's Nannele geworden,“ und Alles lacht von Neuem los.

Jetzt trat Vater Spähle zu den Lachenden. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Die ganze Wirthshausgesellschaft wußte jetzt um die Sache und deshalb heut Abend wahrscheinlich auch noch das ganze Dorf und sein Nannele wäre dann böß im Gerede; da mußte er gleich handeln.

„Nun, Nannele ist ja sein Schatz,“ mischte sich zur Verwunderung der Anderen jetzt Bauer Spähle in die Unterhaltung, „und wir haben nichts dagegen, und wenn der Nachbar damit zufrieden ist, können wir's auch sein.“ So schloß der schlaue Spähle seinen diplomatischen Schachzug.

Frizle wurde roth und blaß vor Schreck, Angst und Freude.

Als Nachbar Hugendubel erfuhr, was im Hirschen passiert war, schlug er erst mit den Fäusten auf den Tisch, daß die Tassen tanzten; dann war er jedoch gleichfalls so schlaue wie sein Nachbar, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Nur Frau Spähle behauptete, ihr Johann hätte dumm gehandelt, sie hätte's ganz anders in Ordnung gebracht. Wie, sagte sie aber nicht.

So war der Jahrmarktphotograph ein Cheftister geworden, und fünf Jahre später ließen Nannele und Frizle wieder auf dem Jahrmarkt ihr Bild aufnehmen — aber auf eine Karte, das kam billiger, obwohl der Photograph meinte, auf einer Karte hätte all das kaum Platz, wie unser Schlußbild dieß anmuthig zeigt.

## Ein Ritt über die Cordilleren.

Mag Gyth, dessen „Wanderbuch eines Ingenieurs“ Aufsehen gemacht durch die Frische und Anschaulichkeit der Darstellung, hat im neuerschienenen fünften Bande dieses Werkes, betitelt: „Aus Nah und Fern“ (Heidelberg, Winter's Universitätsbuchhandlung), eine so vortreffliche Beschreibung eines Rittes über die Cordilleren gegeben, daß wir glauben, den Dank unserer Leser uns zu verdienen, wenn wir diese originelle Schilderung hier mittheilen.

Es war fünf Uhr Abends, als unsere Saumthierlokomotive aus dem letzten Tunnel heraus über die letzte Brücke kam und vor dem letzten Bahnhof (Anchi) anfuhr,\*) den sie bis jetzt erreichen kann; all das in ein und derselben Minute. Bahnhof! Ein paar Bretterbuden, in die dunkleren Winkel von vertikalen Felsstrümmern gedrängt; eine Felschlucht auf der andern Seite der zwei Gelse, für die mit Mäße und Roth der nötige Raum ausgehöhlt ist. Ein dunkler Abend, der mit dunkelgrauen Wolken den Schlund zudeckt, in dem wir uns versangen haben; ein dunkler Winkel in den Eingeweiden der Erde, aus dem kein Ausgang möglich scheint.

Und dann das Hotel, das man direkt hinter und über dem Bahnhof auf Holztreppen erreicht! Ein kleine, gebrechliche Veranda, den Bergabhang überhängend, eine Reihe Holzstämme in die Felswand hineingezwängt. Vor uns der wilde, düstere Blick auf die Felswand mit ihrer Tunnelöffnung, und ein schwarzes Spinnwebgewebe über die unergründliche Schlucht, worin der Rimac braust. Regen und Nebel in allen Winkeln. Am uns, oder besser gesagt: zu unseren Füßen ein paar Ställe und Indianerhütten, und friedlich und sorglos und ungestört von gemüthlichen Eindringlingen die erste Heerde Lamas, die ich gesehen.

Der Fremdenzudrang war bedeutend im Hotel; fünfzehn oder zwanzig Gäste, die zum Theil von oben herunter gekommen waren und auf den morgigen Zug warteten. Wildes Volk, Hirten und Bergleute und ein paar verdächtige Gestalten ohne nennenswerten Charakter. Das Schlimmste war, daß ein Kollege von mir, der ein Silberbergwerk etliche Tausend Fuß über uns betreibt, heute eine Expeditionstreife angetreten hatte und in Anchi seine erste Station machte. Der Mann war betrunken, wie man sich nur auf diesen wilden Höhen betrinken kann, 11,000 Fuß über den ersten Spuren der kommenden Zivilisation. Mit einem geladenen Revolver in jeder Hand rannte er in den Winkeln und Kammern unserer komplizirten Bretterbuden herum, die Leute umarmend und im nächsten Augenblick auf sie anlegend und sie mit augenblicklichem Tod bedrohend. Der Spaß dauerte bis in die tiefe Nacht. Es war ein förmliches „Räuberlespielen“ mit wirklichen Revolvern und ernsthaftem Pulver und Blei, das jeden Augenblick losgehen konnte und in der That etliche Male losging, und bei dem die ganze Hotelgesellschaft, inklusive den Wirth, mitspielte, nolens volens. Am andern Morgen und später in Lima fand ich Mr. Melville wieder, den ruhigsten und ordentlichsten Menschen der Welt, in Glacé und schwarzem Rock, und kaum von einer dämmernden Erinnerung verfolgt, daß er schon nahezu ein Duzend Menschen in's Jenenseits spedirt hatte. Niemand wunderte sich darüber. Es sei dieß ein ganz gewöhnliches Vorkommniß in der höhern Gesellschaft Perus. Man habe in diesen unwirthlichen Distrikten so gar keine andere Möglichkeit, sich zu zerstreuen und ein wenig aufzuheitern.

An diesem andern Morgen hatten wir übrigens nicht viel Zeit, das zurückstehende Selbst- und Weltbewußtsein unseres gestrigen so lebhaften Freundes zu beobachten. Besagto's Pferde standen bereit und ich erhielt mit einiger Anstrengung ein Maulthier vom Wirth, das übrigens nicht weiter gehen sollte als bis zur Casa Palca, dem letzten Hause, das auf dem Wege zum Paße zu finden ist. Damit zogen wir ab in den feuchten, aber sich lüftenden Morgen hinein.

Zuerst ging's hinunter, in die Tiefe der Felschlucht, wo sich der Saumpfad am brausenden Rimac hinaufwindet. Die ersten zwei Stunden Ritts, bis Chicla, dem letzten Dorf im Gebirge, sind landschaftlich wohl das Schönste des Tages. Sie sind freilich auch das Unangenehmste für die Nerven, die noch nicht ge-

lernt haben, auf ein Maulthier zu vertrauen. Unten im Inneren des Gesteins ist's einem wohl genug. Im schlimmsten Fall fallen Mann und Thier in einen kalten Bach. Aber alle Augenblicke hat der Saumpfad und der Rimac neben einander keinen Platz und es geht schwindelnd hinauf an einer unmöglichen Felswand, über einen Grat, und wieder ebenso hinunter in die nasse Tiefe. Dabei ist es, als ob der malitiosste Bergfobold die Lamas führte. Wenn auf hundert und zweihundert Schritte nicht ein Zoll breit Raum zum Ausweichen vorhanden ist, kommt sicher eine Heerde von dreißig, vierzig dieser wundervollen Thierchen um die Felsenede und sieht mit ihren klugen Augen verwundert dem ungewohnten Reiter entgegen. Mein Freund Besagto natürlich kennt die Grotte des Gebirgs und ich ließ mein Maulthier machen, was es wollte. Schließlich, wenn der Zusammenstoß unvermeidlich scheint, kettern die Lamas auf irgend eine unmögliche Felskante oder verschwinden in einem Riß, den nur sie zu sehen vermöchten, und benützen ruhig die Gelegenheit ihrer Todesgefahr, um ein Maulthier Gras zu erwischen.

Chicla ist ein größeres Dorf, in dem wir unsere Thiere beschlagen ließen und uns bei einem deutschsprechenden Italiener mit einem Tropfen Schnaps zu stärken suchten. Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Indianern und Spaniern und scheint ein wenig Viehzucht zu treiben: Kühe, Schafe, Lamas. Die Dörferchen haben nichts absonderlich Charakteristisches und erinnern an manches Bild aus Piemont und Tyrol.

Die Schneegipfel von oben rücken näher. Es ist auch Zeit. Wir sind auf einer Höhe von 12,200 Fuß. Aber noch lange nicht hoch genug. Die Spuren der künftigen Eisenbahn, die bis jetzt noch immer da und dort sichtbar waren, verschwinden nun, da dieselbe ihren „Gipfeltunnel“ mehr nach Süden hin findet. Wir folgen dem Rimacthal, das weiter zu werden anfängt und den oberen Charakter des eigentlichen Hochgebirgsthales annimmt. Aber Eins ist merkwürdig und eigenthümlich. Noch immer sind die Wasser des Rimac ein trübes Gelb und bleiben so fast bis zu den moorigen, kumpartigen Quellen, die wir in der Nähe der Wasserscheide zu überschreiten haben, und bis auf die Gipfel dieser Riesengebirge hinauf ziehen sich gewaltige rothbraune Lehmschichten, in welche die Gebirgsbäche tiefe Schluchten gerissen haben. Doch wir sind noch nicht so weit.

Vorbei erst an etlichen Silberbergwerksanlagen, die halbzerfallen in trostloser Einsamkeit daliegen, erreichen wir Casa Palca, den letzten unbedeutenden Weiler auf dieser Seite der Berge. Eine kleine Kneipe bietet eine erwünschte Frühstück Gelegenheit, Eier und Hammelfleisch. Unser Wirth ist ein Spanier, unsere Gesellschaft ein Indianer reiner Rasse vom alten Inkastamme, der sich zum Zweck des Bettelns eingefunden hat. Ein jämmerliches Bild. Um einen Schnaps läßt er sich sitzen und zeigt ein lebhaftes Interesse an seinem Ebenbild. Ein größeres noch am Schnaps. Auch bekommen wir hier mit einiger Mühe einen Führer, der nötig scheint, um mich wieder zurückzubegleiten, der aber gleich darauf eine Stunde lang verschwindet, um sich in irgend einem Seitenthale ein Pferd zu annektieren, mit dem er uns später, frühlich seine traurigen Indianerlieder singend, einholt.

Und weiter geht es, mühselig weiter. Nicht weit der Weg schimmert als zuvor. Auch scheint mein Maulthier an seine Arbeit gewöhnt zu sein. Aber Besagto's Pferd fängt an, den Einfluß der kolossalen Höhe zu fühlen, der wir entgegengehen. Erhöht bleibt es bei jedem steileren Gange stehen, tief Athem holend, zitternd. Noch sieht man da und dort ein Lama grasen. Aber immer stiller wird die Welt um uns her, und ein dünner, eisiger Wind weht von den nahen Schneefeldern herüber.

Der letzte Rücken scheint unerschwingbar zu sein. Besagto's Gaul ist nicht mehr der einzige Leidende unserer kleinen Gesellschaft. Auch mir fängt der Athem an auszugehen und der Sinn für Natur und Kunst zu schwinden. Besagto ist ein paar Schritte voraus und ruft mir hier und da etwas zu. Es klingt wie eine Geisterstimme aus weiter Ferne und ist fast nicht zu verstehen. Ich raffe mich auf zu einem Hallo und erwidere förmlich an meiner eigenen Stimme. Etwas äbel ist mir's schon seit der letzten halben Stunde und manchmal packt mich ein trankener Schwindel. Aber wir sind noch nicht oben. Wir haben einen kumpfigen Morast zu unreiten, aus dessen schwammigem Grund der Rimac seine ersten Wasser zieht. Das ist wenigstens ein Zeichen, daß es nimmer weit sein kann. Auch gelingt es Besagto, mich begrifflich zu machen, daß die nächste Höhe, ein Sattel zwischen zwei spärlich mit Schnee bedeckten Felsippen, das Ziel meiner Tour sein werde. Meine Hände sind weißblau, wie ich sie noch nie gesehen; meine rothe Nase, die das Klima von Peru wieder in ihrer ganzen Farbenblüte restaurirt hatte, ist blaugrau. Mir selber ist es grüngelb zu Muth oder noch schlimmer. Aber aufwärts, trotz des Gedankens, 300 Schritte vom Ziele umzudrehen, der mir zum ersten Mal unter ähnlichen Umständen im Leben durch den Kopf ging! Vorwärts!

Und endlich, Dank meinem Maulthier, sind wir oben. Noch 300 Schritte, und die jenseitigen Ketten des riesigen Gebirgslandes liegen vor uns, das Flußgebiet des Amajonensstroms und der heimathlichen Atlantis. — Es wäre unrecht, dem Eindruck zu trauen, den dieser Anblick hervorbrachte; 16,200 Fuß über der Meeresfläche ist mehr, als der Mensch zu seinem Genuß bedarf, ist in der That zu viel. Ich war nicht mehr im Stande, mein Stizgenbuch hervorzuholen. Gipfel an Gipfel. Wenig Schnee. Nicht eine Spur von Gletscher; die Hänge und dürrer Halben. Todesstille. Das war's ungefähr. Und der brennende Wunsch, so bald als möglich wieder drunten zu sein. Soweit übrigens darf ich mir wohl getrauen, mit Bestimmtheit zu versichern, daß hier wenigstens das Schweizer Fauhorn den höchsten Cordillerenpaßen unbedingt vorzuziehen ist.

Mit heftigem Geschrei nahm ich jetzt von Besagto Abschied, der seinen Weg allein durch diese öde Wildnis fortsetzte. Es klang wie Geflüster, und dann drehte mein geduldiger Esel sich um und trakte befriedigt seiner fernem Heimat wieder zu; während, als Abschiedsgruß, der nächste Berggipfel uns eine Wolke von Schnee und Hagel nachsendete, ohne Zweifel ergrimmt über die geringe Begeisterung, die ich bei seinem erhebenden Anblick an den Tag gelegt hatte.

Das war meine Cordillerenbesteigung. Sie war trotz der fremden Namen und des fremden Himmelsstrichs in einem wesentlichen Punkte den meisten Freuden und Genüssen ähnlich, die wir uns auch zu Hause hinter dem Ofen machen: — der Weg zum Ziel war der Genuß.



## Aus allen Gebieten.

### Gesundheitswein.

Ein neuer Gesundheitswein ist sozusagen in den letzten Jahren entdeckt und in den Handel nach Deutschland gebracht worden: ein italienischer Weißwein, der an den sonnendurchglänzten Halden des alten Castel Toblino bei Riva wächst. Der Wein, VINO SANTO PURO genannt, wurde zuerst als Stärkungs- und Belebungsmitel von Leidenden, welche den Winterkurort Arco besuchten, getrunken, und die, veranlaßt durch vorzügliche Resultate beim Genuß dieses Weines, suchten auch Andere mit diesem Stärkungsmittel bekannt zu machen. Der VINO SANTO PURO ist süß und milde, von feiner Blume und entbehrt glücklicherweise jenes hohen Alkoholgehaltes, wodurch die südlichen Weine oft Magenkrämpfe und Nervösen unzutraglich werden. Die Bereitung des Weines geschieht auf eigene Weise. In den großen Sälen des alten Schlosses, das einst ein prächtiger Bischofssitz war, werden die abgebeerten Trauben bis Ende Februar, auf Schilfroßgestellen liegend, aufbewahrt, ehe sie in die Weinpresse kommen, deßhalb wird der Wein sehr süß und besonders rein, da diese Bereitung ja eine ebenso außerordentliche Sorgfalt in der Auslese der Trauben als auch Sauberkeit mit sich bringt.

Zählt man dazu noch die reine Luft, gleichmäßig trockenes Klima, die großen, luftigen Räume des Kastels, dann die Ernte bei trockener Witterung und die spezielle Traubengattung unter dem norditalienischen Himmel, so hat man die Bedingungen, unter welchen dieser Wein reift, produziert wird und deßhalb ein so vorzügliches Getränk geben muß.

### Schutz der Keller gegen den Winterfrost.

Schnee und Frost melden sich diesmal früher als sonst; deßhalb erlauben wir uns, unseren Lesern eine anderweitig bewährte Methode des Bewahrens der Kellerräumlichkeiten mitzutheilen, die wir der „Hannoverschen landwirthschaftlichen Zeitung“ entnehmen. Reinlicher und entschieden wirksamer als das gewöhnliche Verfahren, durch Anhäufen von Erde oder Mist an den Mauern den Frost aus dem Keller fern zu halten, ist die Einfügung eines zweiten Rahmens in die Fenster und die Anbringung eines Bretterverschlags mit einem Luftraum zwischen demselben und der Wand. Das Doppelrahmen hängt in Charnieren, so daß dasselbe bei milder Witterung aufgehoben und an der Decke des Kellers angehängt werden kann; auch im Sommer ist ein derartiges Fenster von Nutzen, da es die Hitze ebenso abhält wie im Winter die Kälte. Um die Fensterrahmen herum müssen alle Oeffnungen innen und außen dicht mit Mörtel verstrichen werden. Der Bretterverschlag wird in der Weise hergestellt, daß man, nachdem in den Mauern gleichfalls alle Ritze und Fugen mit Mörtel verstrichen worden, zunächst Leisten an die Wand und dann über diese die Bretter nagelt. Ueber die Fügungstellen der Bretter werden schließlich noch Leisten genagelt.

### Kultur essbarer Schwämme.

Nirgends wird ein so hoher Werth auf Pilze und Schwämme als Nahrungsmittel gelegt, wie in Japan, dessen Bevölkerung es ja überhaupt versteht, aus Pflanzen, welche wir als gemeines Unkraut betrachten, genießbare Speisen zu bereiten. Die Kultur der Schwämme, welche übrigens von allen Klassen der Gesellschaft verzehrt werden, ist sehr interessant. Man zieht die Pflanzen nicht wie bei uns in Beeten, sondern auf Baumstämmen, und zwar wählt man dazu die Amentaceen, wovon die häufigsten: Quercus cuspidata, Quercus dentata und Quercus acuta. Die so gezogenen Pilze sind nahe Verwandte unserer Agaricus Inopus, Agaricus cylindraceus und Agaricus illeceus, sind also Blätterpilze. Man wählt Bäume, welche einen Durchmesser von 15–18 Centimeter haben, fällt sie im Oktober und schneidet sie in Stücke von 1,20 bis 1,50 Meter Länge. Gleich nach dem Schneiden hackt man in diese Stücke mit einer scharfen Art Kerbe dicht neben einander und läßt sie an einem offenen Platze drei Jahre liegen. Nun sucht man die Klöße aus, deren Holzstern nicht durch die Zeit angegriffen sind, und legt sie auf einem Rahmenwerke aus starken Balken neben einander. Die Klöße sind bald mit Schwämmen bedeckt und im März des folgenden Jahres gewinnt man die erste Ernte, die man dann in der Regel trocknet. Anfangs August werden die Klöße in Wasser gelegt und dann auf der Erde mit starken Knütteln gehörig bearbeitet; je gründlicher und kräftiger, desto besser und größer die Schwämme, welche sofort hervortreiben, nachdem die Klöße wieder auf das Gerüst gebracht sind. So erhält man in sehr einfacher Weise eine ungeheure Quantität von Schwämmen, welche nicht allein eine sehr starke einheimische Konsumtion befriedigt, sondern auch einen jährlichen Ueberschuß von 400,000 Pfund getrockneter Schwämme für die Ausfuhr liefert.

### Butterpulver.

Im Landwirthschaftsblatte für Oldenburg hat Dr. P. Petersen, Direktor des chemischen Laboratoriums, zunächst Gimborn's Butterpulver und im Anschluß daran die ähnlichen Fabrikate, als da sind Tomlinson's, Schärer's und Lemmel's Butterpulver, einer Kritik unterzogen. Sämmtliche Arten sind sich ähnlich, indem sie der Hauptache nach aus doppelkohlensaurem Natron bestehen, wobei ihre Verfertiger sich die Waare mit dem Zweifels bis Achtfachen des Werthes bezahlen lassen, so daß der Landwirth am besten thut, solche oder andere derartige Mittel gar nicht zu gebrauchen.

\*) Auf der Orojabahn, die von Lima bis zur Küste des stillen Ozeans projectirt ist.

Interessante Bücher.

J. F. Schreiber in Göttingen a. N. ermöglicht eine reiche Auswahl in allen Arten von buntfarbigen Bilderbüchern. Da fällt uns zuerst in die Augen eine Erfindung der neuesten Zeit auf diesem Gebiete: Bilderbücher, bei denen, wenn man an einem Bändchen zieht, einer Theaterdecoration gleich mancherlei Wunderbares sich vom Blatt erhebt; in dem großen Bilderbuch dieser Art, "Lebende Bilder" betitelt, erblicken wir figurenreich und hübsch perspektivisch eine Menagerie, einen Circus, ein Kaspertheater und ein lustig belebtes lebendes Bild: "Vor dem Thore". Das Buch ist ingenios und wird freudig überraschen. Dem alten Style folgt das nette, unzerbrechliche Bändchen: "Was die Kinder gerne sehen", eine reiche Sammlung allerliebster, hübsch gefärbter Bilder, Spiel und Leben der Kleinen darstellend, auch Thiere und Geräthchaften abbildend. Das Buch ist für Kinder bis zu zehn Jahren etwa berechnet. — Nett und lustig behandelt das "Storchsbilderbuch" in acht Bildern mit Versen von Emma Ladde die bekannte Kinderstube; für eben dieß Alter. Für Kinder bis sieben Jahre ungefähr ist das Bändchen: "Das spielende Kind", sehr nett, sehr lebhaft gefärbte Bilder, häusliche Szenen veranschaulichend, gleichfalls mit Versen. Originell ist das Bändchen: "Kleine Musikschule". Hier sind oben die Bilder bunt, unten dieselben ungefärbt zum Ausstich; auch eine gute Anleitung zur kindlichen Malkunst ist beigegeben. Das Buch dürfte Knaben und Mädchen bis zu zwölf Jahren willkommen sein. Ein Taschbüchlein (Farbenspiel) gehört jedoch dazu. — Schreiber bringt auch diesmal Jugendbüchlein, wo der Text die Hauptrolle und Bilder nebst der festlichen Ausstattung nur ein hübscher Schmuck sind. Wir finden da, verlockend für den Weihnachtsstich, zuerst den Altmeister Riech (Ausgewählte Erzählungen): "Die Kahlköpfe", "Ehrgeiz und Geldgeiz", ferner die Geschichte: "Des Reichthums Roth", dann in einem Bändchen: "Die Armenfaserne", "Der Arbeit Segen", und wieder ein anderes, enthaltend: "Die Gott mich führt, so will ich gehen", und "Großmutter und Enkel". Die zum Kinderherzen sprechende und spannende Darstellungsart Riech's ist bekannt. — In ähnlicher Art, mit buntem Deckel und bunten Bildern, sind zwei Erzählungen historischer Art für die Jugend von Louise Pichler ausgestattet: "Der Findling" und "Alarich in Rom", jede in einem Bande und für Kinder von zehn bis vierzehn Jahren geeignet. Das nette Buch: "Theater in der Kinderstube", gibt eine Sammlung von Theaterstücken zum Aufführen auf dem Puppentheater, bekannte Kindermärchen, geschichtsdramatische: "Hansel und Gretel", "Rotkäppchen", "Dornröschen" u. — Für ein etwas höheres Alter, etwa bis zu sechzehn Jahren, sind die Bücher: "Germania" von Louise Pichler und "Vom Feis zum Meer" von derselben Verfasserin namhaft zu machen, statliche, schön gedruckte, hübsch illustrierte Werke patriotischer Tendenz. Das erste hat für seine Erzählung die alte deutsche Zeit bis zur Hermannschlacht zum Hintergrunde; das zweite gibt hübsche Geschichten vom Mittelalter an bis zu Kaiser Wilhelm. Vorzüglich für Knaben sind: "Nach Brasilien", Reiseschilderung eines Knaben von Hans Hofmann, mit sechs Tondruckbildern, ein interessantes Bändchen, und "Cool's Reisen um die Welt", von Redenbacher bearbeitet, mit guten Illustrationen, zu empfehlen. — Für junge Mädchen von dem Vorklassiker möchten wir Habella Braun's Bücher: "Reich und Arm" und "Mancherlei", vier Erzählungen, hier als passend anschließen, zwei Bändchen in eleganter Ausstattung, rother Kaliko mit Goldschmuck. Sammlische dieser Bücher aus Schreiber's Verlag, die wir hier vorgeführt, sind speziell für das Weihnachtsfest hübsch farbig, sauber und manche auch reich ausgestattet und warm zu empfehlen.

Lotterieziehungen im Monat Dezember.

Am 1. R. R. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. März 1881 (77. Ziehung). — Ruffische 40-Thaler-Loose vom Jahr 1845, 2500 Stück, Prämienziehung am 1. Juli 1881. — Stadt Reapel 150-Franken-Loose à 4 1/2% vom Jahr 1868, 840 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 150 Franken, zahlbar am 1. Mai 1881 (39. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1856, 725 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. September 1881 (25. Ziehung). — Fürst Windischgrätz 20-Gulden-Loose vom Jahr 1846, 1875 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 36 fl., zahlbar am 1. Juni 1881 (44. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1870, 450 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 1. Juni 1881 (65. Ziehung). — Sachsen-Weininger 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 2500 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. März 1881 (32. Ziehung). — Köln-Mindener C. B. 100-Thaler-Loose à 3 1/2% vom Jahr 1870, 1400 Stück, Prämienziehung am 1. Februar 1881. — Weininger Prämien-Pfandbriefe à 4% vom Jahr 1871, 975 Stück, Prämienziehung am 2. Januar 1881. — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1872, 268 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. April 1881 (48. Ziehung). — Am 15. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1865, 968 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Franken, zahlbar am 1. Februar 1881 (62. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 1600 Stück, höchster Preis 120,000, niedrigster 140 fl., zahlbar am 15. Juni 1881 (39. Ziehung). — Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose à 3% vom Jahr 1874, 80 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Januar 1881 (19. Ziehung). — Ansbach-Gunzenhausen Eisenbahn-7-Gulden-Loose vom Jahr 1857, 2500 Stück, höchster Preis 7000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 15. Juni 1881 (48. Ziehung). — Belgische 3% Kommunal-100-Franken-Loose vom Jahr 1861, 631 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 110 Franken, zahlbar am 10. Juli 1881 (20. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1879, 35 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Mai 1881 (4. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose vom Jahr 1866, 500 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Franken, zahlbar am 15. Juni 1881 (57. Ziehung). — Am 24. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1879, 15 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 150 Franken, zahlbar am 15. Juni 1881 (10. Ziehung). — Am 31. Stadt Venedig 30-

Vire-Loose vom Jahr 1869, 3425 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 30 Vire, zahlbar am 1. Mai 1881 (41. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose vom Jahr 1845, 2000 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 1. April 1881 (140. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1853, 793 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 31. März 1881 (28. Ziehung). — Braunschweiger 20-Thaler-Loose vom Jahr 1868, 3150 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 23 Thlr., zahlbar am 31. März 1881 (46. Ziehung).

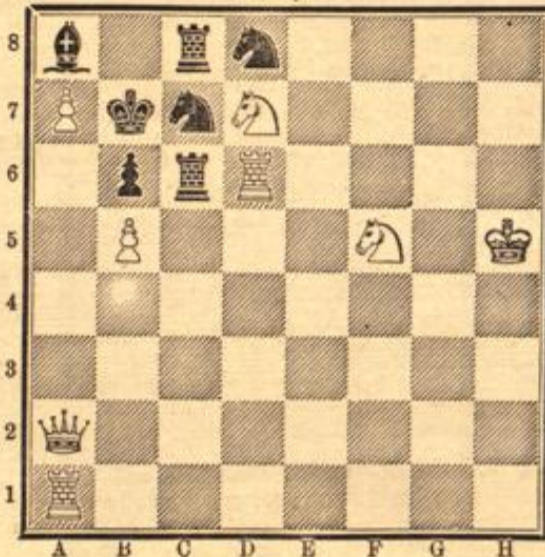
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 5.

Von Herrn R. N. Lanquenet.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 4 in Nr. 14:

- 1) D. B 3 - B. 8. Es droht nun Matt durch E. C 4 - D 4. 1) E. E 3 nimmt C 2 (A). 2) E 2 - E 4 setzt Matt. A. 1) Beliebig anders. 2) D. E. 6. 2. oder E 2 - E 4 setzt Matt.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 2 erhalten von Hrn. Ed. in Wevelsloth, G. W. in Dresden, J. Th. in Großenhain, v. R. in Steina, J. B. in Hedewigensloog, W. R. in Karlsruhe, C. S. in Zerzypowa.

Hrn. H. Schr. in Hamburg, Nr. 2 richtig gelöst. In Nr. 1 theilt er 1) D. B 7 - A 6 an S. E 2 - D 4. Das war für mangelfalt halten, nennt man Zugzwang und geht keineswegs zu den Mängeln einer Aufgabe. — Hr. H. in Prag, Nr. 1 richtig. Aufgaben müssen aufgegeben eingelöst werden. — G. W. in Straßburg, Nr. 2 richtig. Ueber Nr. 1 siehe vorher. — G. E. in Würzburg, in Nr. 1 ist 1) D. B 7 - B 3 + unrichtig, weil C 5 - C 4 folgt. — W. S. in Goldberg. Ebenso führt 1) D. B 7 nimmt C 6 + nicht zum Ziel. Es geschieht R. D 5 - C 4 und auf 2) E. F 1 nimmt E 2 + bedt S. E 5 - D 3 das Schach.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 3 erhalten von Hrn. W. R. in Bosen, G. W. in Coblenz, G. W. in Straßburg (l. G.). — Sm. in Weuthen. In Nr. 3 ist E. A 5 - B 6 unrichtig, weil Springer B 1 beliebig zieht, wovon kein Matt möglich ist. — F. D. in Fulda, Nr. 3 richtig gelöst. Der Autor hat die Aufgabe wohl mit dem Motto: "Leonidas" versehen, weil der Springer, indem er den Enghals H 1 besetzt, seinem Herr den Sieg verschafft. — E. S. in Würzburg, in Nr. 3 wird 1) S. G 3 - F 5 durch Z. G 6 nimmt F 6 widerlegt.

Auflösung des Räthelsprungs Seite 191:

Aus meinen großen Schmerzen Mach' ich die kleinen Lieber; Die heben ihr klingen Geschier Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten, Doch kommen sie wieder und flagen, Und flagen, und wollen nicht flagen, Was sie im Herzen schauten. D. Heinz.

Räthsel.

Die Erste schmiecht gold'ne Ketten, Die Zweite ist als Götterohn Schon längt sie sich jezt vieles Geld Zu der Gelehrten Junst entlohn.

Das Ganze such' im fernem Oden, Dort läßt es sich jezt vieles Geld Und viele Anstrengungen lösen, Daß man's für fortgeschritten hält.

Auflösung der Homonyme Seite 191:

Stich.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. G. in G. Schaffen Sie sich Pdz' "Auswanderung" — Weber's "Illustrirte Katechismen" Nr. 65, J. J. Weber in Leipzig (6. Auflage), 1 Mart 50 Pfg., an.

Hrn. Dithmann in Braunschweig. Man empfiehlt zur Vertreibung der Blattläuse auch warm das chemische Produkt: "Tabaks-Extrakt" aus den Fabriken der holländischen Tabakregie; zu beziehen durch Meyer & Strauch in Bremen.

Hrn. A. Schulke in Berlin. Ihr Talent bedarf noch der Ausbildung. Viel lesen — besonders Platen's Gedichte studiren.

Wichtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthelsprünge u. sind uns zugegangen von: Hrn. Bertha Hanke, Zürich; Elise Rauder, Leipzig; Mathilde Sanger, Berlin; Antonie Galdig, Kiel; Friederike Max, Karlsruhe; Frau Josephine Maier, Wien; Hrn. A. Springer, Potsdam; E. Guskow, Perleberg; W. Ritter, Breslau; V. Sievert, Kiel; Ed. Glaser, Wien; A. Heinrichsen, Vernaun; G. Proniewicz, Wien; H. Riedert, Stettin; A. Paul, Köln; Fr. Janke, Berlin; A. Serbilow, Petersburg.

Hrn. J. Christen in Thun. Gelächter Rall — Frühling — oder Spätkommer. Winter von November bis März nicht.

H. H. in Stuttgart. Das liegt außer unserem Bereich. Halten Sie "Dann's Verloofungsblatt", das ja sehr billig ist, oder bemühen Sie sich zu einem Vantier. — An Streusand haben wir keinen Bedarf; es gilt für unentbehrlich. Briefe mit diesem mehr und mehr außer Gebrauch kommenden Exordium, zumal so belästigt wie der Ihre mit Sand war, abzusenden.

Hrn. A. Koch. In der Stimmung hübsch, Reime noch nicht ganz druckbar, "Gefühl" und "gemüth" ist unerlaubt, behaglichen "ju-rüd" und "bidt".

Hrn. R. B. Ganz hübsch, aber für "Illustr. Welt" etwas gar zu anspruchlos. Talent vorhanden.

100. Ein Abonnent in Basel. Die genannten Hefte können Sie noch zum Preise von 30 Pfg. pro Heft durch Ihre Buchhandlung beziehen.

Frau O. Siebert in Kassel. Zwei Seelen und ein Gedanke, Zwei Herzen und ein Schlag —

ist aus dem 1842 geschriebenen Drama: "Der Sohn der Wäldniß" von Freiherrn von Münch-Bellinghausem (Halm). "O du unglückseliges Hötentpiel" — das heißt ohne: "O du" — kommt aus "Kabale und Liebe", Akt 5 Scene 3. Schiller war übrigens selbst Hötent.

Hrn. H. Düringer. Gar zu viel Vorrath. Nur noch annehmbar, wenn die Zeichnung besonders hübsch und eigenartig ist.

Kurzliche Korrespondenz.

Hrn. L. F. R. in Hamburg. 1) Wenn diese Nummer der "Illustr. Welt" in Ihrer Hand sein wird, werden Sie sicher Ihren Koffer verloren haben. Uebrigens läßt sich ohne persönliche Untersuchung auch ein derartiges leichtes Verloren nicht beurtheilen. 2) Die räthselhafte Hamburger Buchstabeninschrift kann auch die Redaktion zu ihrem Bedauern nicht lösen. — Dr. St.

Abonnetin A. F. in Wiesbaden. Ohne persönliche ärztliche Untersuchung läßt sich eine derartige Mißgestaltung des Advers nicht beurtheilen. Professor Langenbeck wohnt während eines Theils des Jahres in Wiesbaden und können Sie solchen daher dort vielleicht konsultiren. In Berlin ist derselbe nicht mehr praktisch thätig und ausnahmsweise nur zu Konsultationen erbdig. — Dr. St.

Redaktion: Carl Hallberger, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die "Donna Anna", Roman von Kolentha-Bowin. Fortsetzung. — Albumblatt: Ahnung. — Zur Kunst des Gedächtnisses, Essay von Hans Paul. — Beduinenlager. — Die Räthel vom Halle. — Frühbeladen, Roman nach Emile Richbourg von Emile Sacano. Fortsetzung. — Das Moorbrunnen in Ostfriesland. — Recepte. — Beim Jahrmartspiegel, Erzählung von H. Ripon. Schluss. — Ein Witt über die Nordländer. — Aus allen Gebieten. — Interessante Bilder. — Lotterieziehungen im Monat Dezember. — Schach. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Auf der That ertrappt. — Hühnerleben: Der Hund schmeißt nach dem Kind. — Beduinenlager. Originalzeichnung von Leopold Carl Müller. — Das Moorbrunnen in Ostfriesland. — Die Räthel vom Halle, nach dem Gemälde von Henry Corroy. — Beim Jahrmartspiegel, mit Illustrationen von W. v. Breitschwert.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig ist hiebei erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Der Kaiser.

Roman von

Georg Ebers.

2 Bände. Preis broschirt M. 10. —; fein gebunden M. 12. —

Die Verlagsbandlung hat die Freude, auch in diesem Jahre zu Weihnachten eine gewiß vielen Tausenden willkommenen Gabe von Georg Ebers bieten zu können. Der Verfasser der "Ägyptischen Königstochter", der "Araba", des "Homo sum" und der "Schwestern" hat einen neuen Roman vollendet und zwar den letzten, welchen er auf ägyptischem Boden spielen zu lassen gedenkt. Mit seinem "Kaiser" ist dem letzten Hauptabschnitt der Geschichte des Mittelalters eine zusammenfassende dichterische Behandlung zu Theil geworden und wir dürfen wohl sagen, daß in diesem abschließenden Werke die reiche und glänzende Gestaltungsgabe, welche den gelehrten Dichter auszeichnet, zur vollsten Entfaltung gelangt ist. Alexandria, die Vereinigungsstätte der morgen- und abendländischen Kultur, bildet den Schauplatz einer vielfältig bewegten, spannenden Erzählung, welche sich um die gewaltige und merkwürdige Figur des Kaisers Hadrian gruppiert. In alle Kreise der rauhenden Weltstadt führt uns der Verfasser und mit unübertroffener Feinheit weiß er zu zeigen, wie das junge und reine Christenthum seine Wege in die Paläste und Höfen findet und sich der Gemüther bemächtigt. "Der Kaiser" ist ein Buch von gewichtigem Ernst, und doch bietet kaum ein anderes Werk von G. Ebers so herzerfreuend heitere Abschnitte, als gerade dieses sein neuestes.

